

NZZ am Sonntag

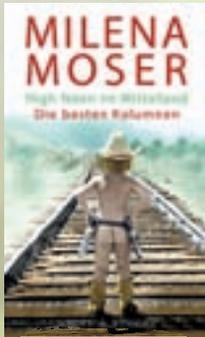
Sigmund Freud Briefe an die Braut | **Johann Caspar Lavater** Ausgewählte Werke | **Baha Taher** Die Oase | **Volker Reinhardt** Ein Deutscher über Schweizergeschichte | **Max Petitpierre** Aussenpolitik im Kalten Krieg | **Franz Liszt** Neue Biografien | Weitere Rezensionen zu **Thomas Mann, Mani Matter, Oswald Oelz** und anderen | **Charles Lewinsky** Zitatelese

Bücher am Sonntag



Perfekte Sommerlektüre

Aktuelle Highlights bei buch.ch



Milena Moser
**Highnoon im
Mittelland**
CHF 23.90



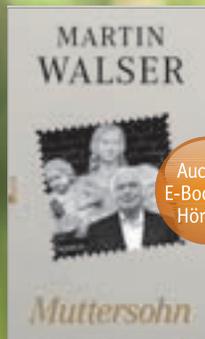
Thorsten Havener
**Denk doch,
was du willst**
CHF 24.90



Håkan Nesser
Die Einsamen
CHF 26.90



Doris Dörrie
Alles inklusive
CHF 29.90



Martin Walser
Muttersohn
CHF 35.50



Siobhan Dowd, Patrick Ness
**Sieben Minuten
nach Mitternacht**
CHF 26.90



Pure Lesensfreude – mit den aktuellen Highlights von buch.ch. Ganz bequem online bestellt – schnell und zuverlässig geliefert. Auf Wunsch auch mit kostenlosem Geschenkservice. www.buch.ch

15 Jahre 
buch.ch

Ob Sonderfall, ob Gegenbild – ein Erfolgsrezept



Sigmund Freud
(Seite 20).
Illustration von
André Carrilho

Die Schweiz als Insel von Wohlstand, Friede und Stabilität in einem Meer von Armut, Krieg und Anarchie – dieses Bild ist über 500 Jahre alt. Wie das Zerrbild des Hortes von Profit und Rosinenpickerei. Der das sagt, ist der deutsche Historiker Volker Reinhardt, der seit 20 Jahren Schweizergeschichte an der Uni Fribourg lehrt. Kathrin Meier hat ihn besucht (Seite 12). Sein Befund: Die Schweiz wirke bis heute als Gegenbild zum übrigen Europa. Polyzentrismus, die Kunst des Ausgleichs, die Bereitschaft, von Fremden zu lernen, die Abstrafung von Mächtigen – sind die Erfolgsfaktoren. Sie provozieren gelegentlich Neid bei den Nachbarn. Ein Grund, uns klein zu machen? Blödsinn. Seien wir stolz auf unsere Besonderheiten.

Botschafter Paul Widmer, bis 2011 Ständiger Vertreter der Schweiz beim Europarat, bespricht die neue Monografie über Bundesrat Max Petitpierre, der als Aussenminister (1945 bis 1961) das Land aus der internationalen Isolation nach dem 2. Weltkrieg geführt hat (S. 16). Dank Petitpierre sei die Schweiz «vom Paria zum hochrespektierten Mitglied der Staatengemeinschaft» aufgestiegen, bilanziert Widmer, der selbst ein Buch über den Sonderfall verfasst hat.

Daneben finden Sie viele weitere Rezensionen vom alten Joh. Caspar Lavater bis zu US-Jungstar Jonathan Evison. Liebe, Rätsel, Skurrilitäten und wie immer Biografisches. *Urs Rauber*

Belletristik

- 4 Johann Caspar Lavater: Ausgewählte Werke in historisch-kritischer Ausgabe**
Von Manfred Papst
- 6 Jonathan Evison: Alles über Lulu**
Von Simone von Büren
- Imi Knoebel: Buntglasfenster für die Kathedrale von Reims**
Von Gerhard Mack
- 7 Baha Taher: Die Oase**
Von Susanne Schanda
- 8 Hervé Le Tellier: Kein Wort mehr über Liebe**
Von Sandra Leis
- Simon Urban: Plan D**
Von Regula Freuler
- 9 Musa Achmadow: Und die Kerze brannte im Wind**
Von Irena Brežná
- 10 Markus Stegmann: Pause im Paradies**
Von Martin Zingg
- 11 William Shakespeare: Die Lieder und Gedichte aus den Stücken**
Von Stefana Sabin

Kurzkritiken Belletristik

- 11 Benedict Wells: Fast genial**
Von Regula Freuler
- Hugo Ball: Zinnoberzack, Zeter und Mordio**
Von Manfred Papst
- Menschen und Orte: Hans Fallada in Carwitz**
Von Regula Freuler
- William Makepiece Thackeray: Das Buch der Snobs**
Von Manfred Papst

Porträt

- 12 Volker Reinhardt, Historiker**
Die Schweiz vergisst ihre vielen Bürgerkriege
Von Kathrin Meier-Rust

Kolumne

- 15 Charles Lewinsky**
Das Zitat von Miguel de Cervantes

Kurzkritiken Sachbuch

- 15 Lorenza Foschini: Prousts Mantel**
Von Urs Rauber
- Vera Lengsfeld: Ich wollte frei sein**
Von Urs Rauber
- Bénédicte Savoy: Nofretete**
Von Geneviève Lüscher
- Erika Toman: Sex & Seele**
Von Kathrin Meier-Rust

Sachbuch

- 16 Daniel Trachsler: Bundesrat Max Petitpierre**
Von Paul Widmer
- 18 Wolfgang Dömling: Franz Liszt**
- Klara Hamburger: Franz Liszt**
- Oliver Hilmes: Liszt**
- Michael Stegemann: Liszt**
Von Corinne Holtz
- 19 Meret Fehlmann: Die Rede vom Matriarchat**
Von Beatrix Mesmer
- Didier Ruef: Recycle**
Von Kathrin Meier-Rust
- 20 Sigmund Freud, Martha Bernays: Sei mein, wie ich's mir denke**
Von Sabine Richebächer
- Peter Henkel, Johanna Henkel-Waidhofer: Winfried Kretschmann**
Von Urs Rauber
- 21 Mani Matter: Das Cambridge Notizheft**
Von Kathrin Meier-Rust
- 22 Heinrich Wefing: Der Fall Demjanjuk**
Von Fritz Trümpi
- Oswald Oelz: Orte, die ich lebte, bevor ich starb**
Von Klara Obermüller
- 23 Sebastian Mallaby: Mehr Geld als Gott**
Von Sebastian Bräuer



Thomas Mann mit Hund Nico im amerikanischen Exil in Pacific Palisades, um 1952.

- 24 Hans Rudolf Vaget: Thomas Mann, der Amerikaner**
Von Arnaldo Benini
- 25 Arnold Esch: Zwischen Antike und Mittelalter**
Von Geneviève Lüscher
- 26 Fritz Trümpi: Politisierte Orchester**
Von Sabina Meier
- Das amerikanische Buch**
- Richard White: Railroaded**
Von Andreas Mink

Agenda

- 27 Jürgen Lentes, Jürgen Roth: Im Bahnhofsviertel**
Von Manfred Papst
- Bestseller August 2011**
Belletristik und Sachbuch
- Agenda September 2011**
Veranstaltungshinweise

Klassiker Johann Caspar Lavater (1741–1801) war zu Lebzeiten in ganz Europa eine Instanz. Heute wird er kaum noch gelesen. Eine vorzügliche neue Werkausgabe soll das ändern

Wenn er predigte, blieb kein Platz leer

Johann Caspar Lavater: Ausgewählte Werke in historisch-kritischer Ausgabe. NZZ Libro, Zürich 2001–2011. Bisher sind 8 Bände erschienen. Die Edition wird fortgesetzt.

Von Manfred Papst

Manchmal obsiegen die Stimmen der Spötter. Bei Klopstock denken wir als Erstes an Lessings und Grabbes Invektiven, bei Lavater als Erstes an Lichtenbergs göttlich-boshaftes «Fragment von Schwänzen», welches die Physiognomik des Zürcher Gelehrten durch den Kakao zog. Doch sowenig sich der Dichter des «Messias» durch ein paar Sottisen über die angebliche Langeweile seines Werks erledigen lässt, so wenig lässt sich das weitverzweigte Schaffen des Dichters, Denkers, Philosophen und Theologen Johann Caspar Lavater mit einer humoristischen Betrachtung abtun.

Freilich sind Lavaters «Physiognomische Fragmente zur Beförderung der

Menschenkenntnis und Menschenliebe», die 1775 bis 1778 in vier Bänden erschienen sind, aus heutiger Sicht ein so zwiespältiges Werk wie Goethes «Farbenlehre». Der manische Gelehrte sammelte Zehntausende von Porträts bekannter Persönlichkeiten, weil er glaubte, in ihnen den Spiegel der Seele zu erblicken. In seinen Deutungen der Bilder verkannte er, welche Rolle sein Vorwissen bei der Betrachtung spielte und welche Vorurteile er mitbrachte. Er bewunderte Friedrich den Grossen – und sah deshalb schon in der Nase des Preussenkönigs dessen Göttlichkeit. Er verachtete den französischen Philosophen La Mettrie als Atheisten – und erkannte in jedem Zug von dessen Konterfei deshalb schon das lüsterne Scheusal.

Politisch, kritisch, couragiert

Völlig zu Recht hat der Germanist Peter von Matt Lavaters tautologisches Verfahren als «ekstatisches Erkennen und unsägliche Kurpfuscherei» bezeichnet und den widersprüchlichen Autor als «puritanischen Zürcher, der zum tanzenden Schamanen wird», charakterisiert. Aber Lavater lässt sich nicht auf seine Physiognomik reduzieren. Die hervorragend edierte und kommentierte Neuausgabe seiner ausgewählten Werke, die seit 2001 bei NZZ Libro erscheint, zeigt, dass Lavater ein vielseitiger und faszinierender Intellektueller von europäischer Ausstrahlung war.

Zunächst einmal war er ein eminent politischer Kopf, ein kritischer Patriot und Weltbürger. Als junger Mensch bewies er mit der Flugschrift gegen den Landvogt Grebel enorme Zivilcourage, im legendären Stäfner Handel wandte er sich beherzt gegen die Stadtzürcher und die helvetischen Machthaber, in seinen späten Jahren kämpfte er engagiert gegen die französischen Besatzer und die mutlosen helvetischen Behörden. Im Bemühen, die religiösen, lokalpolitischen und sozialen Konflikte der damals 13 eidgenössischen Orte zu entschärfen, erwies er sich als wesentlicher Vorkämpfer des Bundesstaats von 1848.



Lavater-Edition

Die historisch-kritische Ausgabe der Werke von Johann Caspar Lavater erscheint seit 2001 im Verlag NZZ Libro. Die Edition ist auf zehn Textbände sowie weitere Kommentar- und Ergänzungsbände angelegt.

Bisher erschienen: Aussichten in die Ewigkeit (764 Seiten). Werke 1769–1771 (768 Seiten). Jugendschriften I (812 Seiten, alle Fr. 112.–). Jugendschriften II (1000 Seiten, Fr. 122.–). Werke 1771–1773 (1260 Seiten, Fr. 132.–). Ferner die Zusatzbände: Bibliografie der Schriften Lavaters (312 Seiten, Fr. 90.–). Lavater-Studien (230 S., Fr. 34.–). Verzeichnisse der Korrespondenz und des Nachlasses in der Zentralbibliothek Zürich (446 Seiten, Fr. 60.–). Anna Barbara von Muralt, Anekdoten aus Lavaters Leben, 2 Bände (1522 Seiten, Fr. 132.–).

Doch Lavater war nicht nur ein nüchterner Aufklärer. Seine «Schweizerlieder» zeigen ihn als glühenden Patrioten in der Nachfolge Johann Jacob Bodmers, der (wie auch Johann Jakob Breitinger) sein Lehrer gewesen war. Und vor allem war er natürlich Theologe. Im Hauptberuf amtierte er als Pfarrer an der Zürcher Kirche St. Peter. Er muss ein so eigenwilliger wie charismatischer Prediger gewesen sein, zudem ein Mann von grosszügigem Humor. Wenn er predigte – und das tat er mehrmals pro Woche –, blieb kein Platz leer.

Den mitreissenden Rhetor, den zahlreiche Zeitzeugen schildern, erkennt man allerdings nur selten in seinen theologischen Werken. Lavaters erbauli-

che Schriften – Predigten, Gebete, geistliche Lieder – sind uns Heutigen in einige Ferne gerückt. Faszinierend bleibt indes sein erstes grosses Werk, die 1768 bis 1773 erschienenen «Aussichten in die Ewigkeit», eine Folge von Briefen an seinen Förderer Johann Georg Zimmermann, in denen er über das Leben nach dem Tod nachdenkt und dabei in kühnen Visionen und barocker Sprachgewalt ein neues Reich Gottes entwirft. Man darf dieses ausufernde Werk, das in der festen Erwartung einer alsbald eintretenden Apokalypse verfasst wurde, durchaus in der grossen Tradition der utopischen Literatur sehen.

Karl Pestalozzi, einer der gründlichsten Kenner Johann Caspar Lavaters,

rückt es nicht ohne Grund in die Nähe der Science-Fiction.

Auf den ersten Blick scheint es, als sei Lavater bloss eine Zürcher Erscheinung. Hier ist er geboren, hier hat er gewirkt, hier ist er gestorben. Doch man darf nicht vergessen, dass er in jungen Jahren etliche Bildungsreisen unternahm, so 1763 mit dem ihm befreundeten Maler Johann Heinrich Füssli. Er kannte Gellert, Mendelssohn, Klopstock und Goethe. Alle Welt besuchte ihn. Es gab damals keinen berühmteren Zürcher. Goethe bewunderte ihn zunächst aufs Höchste, wandte sich dann aber von ihm ab, weil ihn Lavaters entschiedenes Christentum störte. Mit Moses Mendelssohn verband ihn eine sonderbare Beziehung: Als 28-Jähriger hatte er eine Schrift Charles Bonnets zum Beweis der christlichen Lehre übersetzt und das Buch dem grossen jüdischen Philosophen gewidmet – mit der Aufforderung, dessen Thesen zu widerlegen oder sich zum Christentum zu bekennen. Das war natürlich ein Affront. Aber es war auch der Beginn einer intellektuellen Debatte, die damals in ganz Europa verfolgt wurde und die in einem hochinteressanten Briefwechsel dokumentiert ist.

Zürich im 18. Jahrhundert

Ohnehin war Lavater ein leidenschaftlicher Briefschreiber, und in seiner Korrespondenz zeigt er sich oft persönlicher, spontaner, frecher als in seinen gedruckten Schriften. Doch auch in diesen äussert er sich oft nicht so konventionell, wie es das Vorurteil haben will. Das zeigt schon seine exzessive Verwendung von Satzzeichen. Seine «vermischten unphysiognomischen Regeln zur Selbst- und Menschenkenntnis» zum Beispiel zeigen ihn als hellwachen Aphoristiker in der Tradition der grossen französischen Moralisten. Schon Max Wehrli hat Lavater in seiner bis heute unentbehrlichen Anthologie «Das geistige Zürich im 18. Jahrhundert» (1943) ein Denkmal gesetzt. Auch als Diarist ist Lavater eine Grösse. Zum einen schrieb er selbst Tagebuch. Zum anderen veröffentlichte er, gewissermassen als Muster der Gattung, das «Geheime Tagebuch eines Beobachters seiner selbst». Es wurde sein erfolgreichstes Werk.

Wir wollen hier nicht behaupten, es gäbe nichts Leichteres und Angenehmeres, als Lavater zu lesen. Wer ihn verstehen will, muss sich schon ein wenig Mühe geben. Wer Gold finden will, muss Sand waschen. Aber die Mühe lohnt sich. Wer sich auf Lavater einlässt, lernt nicht nur die Empfindungs- und Lebenswelt eines höchst originellen Kopfes kennen, sondern betritt auch das geistige Zürich des späten 18. Jahrhunderts. Eine kleine Stadt war das damals, gewiss: aber, wie Conrad Ulrich uns gelehrt hat, eine, die wie nie zuvor und nie danach ein Zentrum Europas bildete. ●



Der Theologe Johann Caspar Lavater (rechts) diskutiert, unter dem strengen Blick von Gotthold Ephraim Lessing, mit dem Philosophen Moses Mendelssohn. Gemälde von Moritz Daniel Oppenheim, 1856.

Debütroman Aus dem Leben eines kalifornischen Vegetariers

Was ist bloss mit Lulu los?

Jonathan Evison: Alles über Lulu.

Aus dem amerikanischen Englisch von Brigitte Jakobkeit. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2011. 384 Seiten, Fr. 28.90.

Von Simone von Büren

Wills früheste Erinnerungen beziehen sich auf «gigantische Wurstknauel» und «riesige Lammkeulen in Seen von gehärtetem Fett». Sein Vater, ein zum Bodybuilder konvertierter Hippie, versucht sich mit Fleisch und Muskeln gegen die Welt abzuschirmen. Wills jüngere Zwillinge essen Fleisch, bevor sie Zähne haben. Doch Will wird Vegetarier und «ein völlig unathletischer 50-Kilo-Schwächling».

In seinem Debütroman «Alles über Lulu» schildert der Amerikaner Jona-

than Evison aus Wills Perspektive dessen Kindheit und Jugend im Kalifornien der 1980er Jahre. Als Will siebenjährig ist, stirbt seine Mutter an Krebs. Der Vater trainiert darauf noch verbissener, so als sässe im Bizeps «irgendwo die Kraft, mit der man Kummer aushält». Während die Zwillinge es ihm nachtun und sich, «völlig unempfänglich für jegliche Schiefelage in der Welt», durch «das Buffet des Lebens fressen», hört Will auf zu wachsen und verstummt gänzlich. Nur die Stimmen der Radiosprecher bieten ihm Trost und Gesellschaft in seiner Einsamkeit.

Der fragile Protagonist spricht erst wieder, als Lulu mit ihrer Mutter auftaucht und zu seiner Stiefschwester wird. Lulu redet wie ein Buch und weiss genau, was sie will: Ornithologin werden, drei Mal um die Welt reisen und



nicht vor 32 heiraten. In ihrer Gegenwart beginnt in Wills neunjähriger Brust etwas zu kribbeln «wie eine erfrorene, langsam wieder warm werdende Hand». Er beginnt, ein «Buch Lulu» zu führen – «ein kompletter Katalog von allem, was auch nur entfernt mit Lulu zusammenhing: was sie anhatte, was sie sagte, was sie mochte, was sie hasste» –, und beschliesst, den Rest seines Lebens mit ihr zu verbringen.

Dieses Buch umfasst schon mehrere Bände, und kindliches ist erotischem Spiel gewichen, als Lulu aus einem Cheerleading-Lager völlig verändert zurückkehrt und von Will nichts mehr wissen will. Verzweifelt verschwendet er sein Potenzial in einer Fatburger-Filiale, erachtet den Schulpsychologen als seinen einzigen Freund und fragt sich ununterbrochen, wieso er Lulu abstösst, wieso sie sich selbst verletzt, wieso sie – wie ihre Namensvetterin in Frank Wedekinds Dramen – einem Mann nach dem anderen das Herz bricht.

Den Grund für Lulus Verhalten erfährt man erst ganz am Schluss, nachdem Will ein Philosophiestudium begonnen, sein Elternhaus verlassen und mit seinem verschrobenen Sowjetdissidenten-Hauswart eine Hotdog-Bude eröffnet hat; nachdem die Zwillinge alle überrascht haben; der Vater den Steroiden schliesslich zum Opfer gefallen ist und der Leser vom obsessiven Hin und Her der Jugendliebe langsam, aber sicher genug hat.

Der 44-jährige Autor Jonathan Evison, den die Kritik gerne mit John Irving vergleicht und dessen Zweitling «West of Here» – eine Parallelgeschichte über die Gründer einer Stadt im Staat Washington um 1890 und ihre Nachfahren im 21. Jahrhundert – soeben in den USA erschienen ist, schreibt mit einem wunderbaren Sinn für Humor.

Und er schreibt in einer lockeren, lebendigen Sprache, die besonders dort überzeugt, wo sie direkt an jemanden gerichtet ist, nämlich in den vielen Dialogen und Briefen und in Wills gewitzter, sparsam eingesetzter Anrede des Lesers, die den Roman – in einem indirekten Zitat des berühmten Bildungsromans «Der Fänger im Roggen» – auch eröffnet. «Zuerst erzähle ich euch den ganzen David-Copperfield-Mist, und ich denke nicht daran, mich dafür zu entschuldigen.»

Sprechen ist denn auch ein zentrales inhaltliches Motiv: Wills Stimme wird nach dem Tod der Mutter «kratzig und rissig an den Rändern, wie eine Gebetsfahne» und variiert auch sonst je nach dessen psychischer Verfassung. Er wird als Moderator selber zu einer der Radiostimmen, die ihn als Kind getröstet haben.

Und das Reden stellt eine immer verlässlichere «Brücke zur Aussenwelt» dar für diesen liebenswerten Anwärter auf die lange Liste jugendlicher Antihelden in der amerikanischen Literatur. ●

Farbenspiel Kathedrale der Könige



Alain Buisson setzt Glaselemente in die Halterungen der Kathedraalfenster von Reims ein. Viele Monate lang hat der Glasermeister aus der alten Krönungsstadt der französischen Könige mit seinen Kollegen farbige Gläser zugeschnitten und mit Bleiruten verbunden. Jetzt kann ihre Wirkung erstmals an Ort und Stelle bewundert werden. Die Entwürfe für die Farbkomposition hatte Imi Knoebel entwickelt. Der deutsche Künstler war 2008 gefragt worden, ob er zur 800-Jahr-Feier der gotischen Kathedrale jeweils drei Fenster links und rechts von der zentralen Apsiskapelle gestalten würde, die Marc Chagalls berühmtes Fenster von 1974 enthält. Der Auftrag war ehrenvoll. Reims spielt im Verhältnis von Deutschland und Frankreich eine zentrale Rolle. 1914 hatten die Deutschen die Kathedrale stark beschädigt, später reichten sich hier Charles De Gaulle und

Konrad Adenauer die Hand zur Versöhnung. Nach einigem Zögern sagte Imi Knoebel zu und schuf für die insgesamt 128 Quadratmeter grossen Fenster eine Komposition aus roten, blauen und gelben Farbtönen. Die Primärfarben kommen in unterschiedlichen Abstufungen vor, die splittigen Formen ergeben einen vielschichtigen Klang. Eine erkennbare Struktur verweigert der atheistische Künstler ebenso wie inhaltliche Anklänge. Sein Ziel sind die Harmonie und die Lichtwirkung der Farbe. Wie er sie über viele Schritte entwickelt und wie sie mit seinem bisherigen Werk verbunden sind, führt der Band zur Entstehung der Fenster sehr anschaulich vor. Gerhard Mack Imi Knoebel: Buntglasfenster für die Kathedrale von Reims. Kerber, Bielefeld 2011. 162 Seiten, 198 Farbbildungen, Fr. 59.90.

Roman Das mit dem Arabic Booker Prize ausgezeichnete Werk des Ägypters Baha Taher beleuchtet die Gegenwart aus der Perspektive der Vergangenheit

Endzeit in der Wüste

Baha Taher: Die Oase. Aus dem Arabischen von Regina Karachouli. Unionsverlag, Zürich 2011. 329 Seiten, Fr. 28.90.

Von Susanne Schanda

Heute fällt es schwer, einen Roman aus Ägypten nicht im Kontext des «Arabischen Frühlings» zu lesen, selbst wenn er bereits vor Jahren geschrieben worden ist. «Die Oase» von Baha Taher, 2008 mit dem renommierten Arabic Booker Prize ausgezeichnet und jetzt auf Deutsch übersetzt, provoziert eine aktualisierende Lesart.

Der Roman beschreibt die Katerstimmung nach dem gescheiterten Aufstand der jungen ägyptischen Nationalisten gegen den Einfluss der europäischen Grossmächte am Ende des 19. Jahrhunderts. Ägypten ist von den Briten besetzt, und der ägyptische Major Machmud hadert mit seinem Verrat der revolutionären Ideale, durch den er seine Haut gerettet hat. Doch ihn erwartet Schlimmeres: Als Distriktkommissar wird er von Kairo in die weit abgelegene und gefährliche Oase Siwa nahe der libyschen Grenze geschickt, wo er bei den rebellischen Oasenbewohnern die längst fälligen Steuern eintreiben soll. Eine schier aussichtslose Aufgabe. Seine Frau Catherine, eine irische Hobby-Alttertumsforscherin, begleitet ihn. Sie erhofft sich von dieser Reise in die Wüste die Rettung ihrer angeschlagenen Ehe. Ausserdem will sie in die Wüste den Beweis finden für die Vermutung, dass Alexander der Grosse in dieser Oase seine letzte Ruhestätte fand.

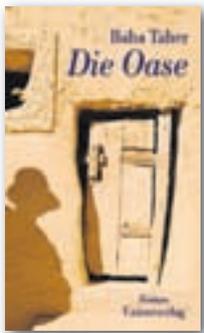
Einst aus Kairo vertrieben

Baha Taher gehört zu den grossen ägyptischen Erzählern und den meistgelesenen in der arabischen Welt. 1935 in Kairo geboren, erlebte er die Revolution von 1952 als Jugendlicher. Die Begeisterung über das Ende der Monarchie und der britischen Besetzung hielt nicht lange an. Präsident Gamal Abdel Nasser schuf ein repressives Regime, das mit einem allmächtigen Geheimdienst die Bevölkerung ausspionierte und den Traum auf mehr Freiheit bald zerschlug.

In den 1960er Jahren fand Baha Taher durch seine Arbeit mit anderen linksorientierten Intellektuellen im Kulturreport des staatlichen Radios Zugang zu den wichtigsten kulturellen Persönlichkeiten der Zeit, namentlich Nagib Machfus und Jussuf Idris. Gleichzeitig veröffentlichte er seine ersten sozialkritischen Erzählungen in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften. Als er 1975 seine Arbeit beim Radio verlor und in Ägypten Schreibverbot erhielt, verliess er sein Land. Er verdiente sich seinen



Der vielgelesene ägyptische Autor Baha Taher (geb. 1935) lebt nach Jahren des Exils heute wieder in Kairo.



Lebensunterhalt als Übersetzer in Kenia, Senegal, Indien und Sri Lanka, bevor er sich 1981 in Genf niederliess, wo er für die Uno arbeitete.

Dort entstand der Roman «Tante Safija und das Kloster» (deutsch 2003) über eine leidenschaftliche Hassliebe in einem Dorf bei Luxor, als das Zusammenleben von Christen und Muslimen noch selbstverständlich war. Seit fünfzehn Jahren lebt Baha Taher wieder in Kairo. Kritisch ist er bis heute geblieben. Zu Beginn des Volksaufstands gegen das Mubarak-Regime hat er öffentlich erklärt, dass er seinen staatlichen Literaturpreis aus Protest gegen die brutale Gewaltanwendung der Polizei gegen Demonstranten zurückgebe.

Sein jüngster Roman heisst im Original «Wahat al-ghurub», auf Deutsch «Oase der Abenddämmerung». Der Titel ist nicht etwa romantisch zu verstehen, sondern verweist auf den Niedergang einer Epoche: nämlich des Weltreichs Alexanders des Grossen. Dieser war im Jahr 331 vor Christus in die Oase Siwa gezogen, wo er im Orakeltempel des ägyptischen Gottes Amun erfahren haben soll, dass er der Sohn des

Amun-Zeus sei. Der Roman ist aus den wechselnden Perspektiven der Figuren erzählt, meistens von Machmud und Catherine.

Ein einziges Kapitel ist Alexander dem Grossen gewidmet. Es bricht die Zeitebene der Haupthandlung auf und stellt zugleich den Kern des Romans dar. In einem inneren Monolog offenbart Alexander seinen Traum: «Die Erschaffung einer Welt, in der es keinen Unterschied macht, ob einer blond ist oder braun, ob er Zeus anbetet oder das Feuer der Perser oder Indiens Götzen.»

Politischer Schlüsselroman

Doch im Blutbad seiner Eroberungszüge hat Alexander diese Utopie zerstört. Brisant ist die Aussage, dass er ausgerechnet in Ägypten zum Despoten geworden ist: «Dort lernte ich, dass nicht Weisheit, sondern Furcht die Grundlage der Herrschaft bildet. Ich lernte, dass es notwendig ist, das gemeine Volk in fortwährender Angst vor peinvoller Strafe auf Erden wie im Himmel zu halten und ihm also Gehorsam und Redlichkeit beizubringen. (...) Sie mussten mich anbeten aus Angst, in Angst. Dies war die wertvollste Lektion, die ich von Amun und den Ägyptern lernte.» Auf diese Schlüsselstelle ist der Roman zentriert. Im Gewand einer historischen Figur verweist er hier auf das Herrschaftsprinzip des inzwischen gestürzten ägyptischen Präsidenten Mubarak, der noch im 21. Jahrhundert wie ein göttergleicher Pharao regierte.

Doch «Die Oase» ist weit mehr als ein politischer Schlüsselroman. Er zeigt ebenso differenziert die von Macht und Ressentiment geprägte Beziehung zwischen westlicher und östlicher Welt und kritisiert das fatale Festhalten an der Vergangenheit, indem er Machmud sagen lässt: «Wir müssen endlich aufhören mit all diesen Geschichten von den Vorfahren, nur so können die Nachkommen aus ihren Träumen von Grösse und falschem Stolz erwachen.»

Vielschichtig und von schmerzhaften Widersprüchen geprägt ist schliesslich die Geschichte von Machmuds und Catherine's Ehe, in der die anfängliche Liebe und Nähe zerrinnt wie Sand. «Die Oase» malt ein dramatisches Endzeitbild in der Wüste, in dem sich die Spannungen zwischen den Geschlechtern und Kulturen, zwischen Besetzern und Besetzten, Vergangenheit und Gegenwart unaufhaltsam aufladen – bis zur finalen Explosion.

Dramaturgisch geschickt aufgebaut, bietet der Roman eine aufregende Lektüre ab der ersten Seite. An den wechselnden Erzählperspektiven irritiert einzig, dass die Figuren zwar unterschiedlich charakterisiert sind, sich aber im gleichen Sprachduktus ausdrücken. ●

Roman Der Franzose Hervé Le Tellier verknüpft in seinem ersten auf Deutsch übersetzten Buch zwei Dreiecksgeschichten. Seine Beobachtungsgabe ist meisterhaft

Frivol, doch intelligent

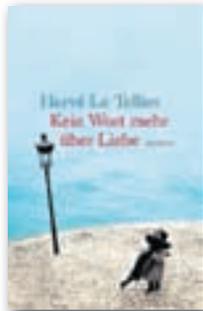
Hervé Le Tellier: Kein Wort mehr über Liebe. Aus dem Französischen von Jürgen und Romy Ritte. dtv-premium, München 2011. 277 Seiten, Fr. 22.90.

Von Sandra Leis

Ihre Lebensentwürfe haben Anna Stein und Louise Blum perfekt umgesetzt: Die eine ist Psychiaterin geworden, die andere Anwältin, sie haben Männer geheiratet, die beruflich vorankommen und dabei das Private nicht vernachlässigen, und jede ist Mutter zweier reizender Kinder. Sie stehen kurz vor ihrem 40. Geburtstag und haben erreicht, wovon andere Frauen träumen.

Trotzdem gerät alles aus den Fugen. Paris im Jahr 2008 erlebt den «wärmsten Herbst seit fünf Jahrhunderten», und Anna und Louise verlieben sich unerwartet und heftig in fünfzigjährige Männer. Über Thomas, den Psychoanalytiker von Anna und Liebhaber von Louise, heisst es: «Die Falten werden tiefer, das lockige Haar zieht sich immer weiter von der Stirn zurück, das Gesicht wird fülliger, schwemmt ein wenig auf, der ehemals Vierzigjährige ist auf dem besten Wege zum Mann von sechzig Jahren und bereitet sich auf noch Schlimmeres vor.» Und über den Vornamen von Annas Liebhaber Yves lesen wir: Anna kann seinem Vornamen «nichts Bezauberndes abgewinnen. Sie hätte einen anderen, weniger altmodischen Namen bevorzugt (. . .) einen Namen, der nicht nach Erde, Bauer, Torf riecht.» Yves ist zwar nicht Landwirt, sondern Schriftsteller, allerdings einer, «der sein Publikum noch nicht gefunden hat».

Auch Hervé Le Tellier, 1957 in Paris geboren und mit seinem Roman «Kein



Wort mehr über Liebe» jetzt erstmals ins Deutsche übersetzt, zählte bislang zu den weniger populären Autoren. Le Tellier gehört der Gruppe Oulipo an, einem Kreis von zum Teil sehr renommierten und bereits verstorbenen Autoren wie Italo Calvino, Oskar Pastior oder Raymond Queneau. Das Akronym Oulipo kommt von L'Ouvroir de Littérature Potentielle (Werkstatt für potenzielle Literatur); Grundprinzip ist die «contrainte», die kreative Beschrän-

kung. Das heisst, die Autoren unterwerfen sich formalen Regeln.

Abchasisches Domino

Yves, unschwer als Alter Ego von Le Tellier zu erkennen, erklärt Anna das Konstruktionsprinzip seines im Entstehen begriffenen Romans: Er soll verlaufen wie eine berühmt gewordene Partie des abchasischen Dominos aus dem Jahr 1919. Das klingt nach Kopfgeburt, ist es aber nicht. Man kann und soll den



Liebespaar am Pont Alexandre III in Paris.

Thriller Eine utopischer Roman über die DDR im Jahr 2011: wortgewaltig und hochspannend

Zurück in die deutsch-deutsche Zukunft

Simon Urban: Plan D. Schöffling & Co., Frankfurt am Main 2001. 552 Seiten, Fr. 35.50.

Von Regula Freuler

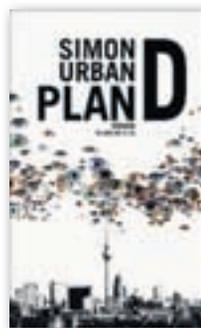
Was wäre, wenn... es keine Wiedervereinigung gegeben hätte? Egon Krenz die Grenzen wieder dichtgemacht hätte, weil es nach dem Mauerfall zur Massenauswanderung gekommen ist? Vielleicht hätte der Staatsratsvorsitzende tatsächlich eine «Wiederbelebung» eingeleitet. Hartz-4 heisst dann heute Löttsch-2, statt mit iPhone telefoniert man mit einem Minsk, und die Bionier-Brause steht der westdeutschen Bionade ökolo-

gisch in nichts nach. Trabant war gestern, jetzt fährt man Phobos. Er wird mit Rapsöl betrieben, weshalb penetranter Fritteisengeruch in den Strassen Ostberlins hängt. Das hat für die einen den Vor-, für die anderen den Nachteil, «dass niemand zu fassen ist, weil alle eine ölige Haut tragen». Martin Wegener, Mittfünfziger, Kommissar der Volkspolizei und «ethisch pleite», gehört zu den Benachteiligten. Soll er doch – mit Hilfe des westdeutschen Bundesnachrichtendienstes – einen Mord aufklären, der auf die Stasi als Täterschaft hinweist. Ausgerechnet! Also geht er erst einmal pinkeln.

So beginnt Simon Urbans fulminanter Erstling, «Plan D». Den Ton, den er

gleich im ersten Satz anschlägt, hält er 552 ideenpralle Seiten durch: ernst und witzig, politisch und intim, brutal und raubeinig-zärtlich. 552 Seiten, durch die man sich gierig frisst, um auf der letzten traurig festzustellen, dass dieses literarische Festmahl nun ein Ende hat. Und um glücklich festzustellen, dass Deutschland doch noch Schriftstellerhelden hervorbringt.

Simon Urban, 1975 in Hagen im Ruhrgebiet geboren und von Brotberufs wegen erfolgreicher Werbetexter, verblüfft mit seinem Debüt in mancher Hinsicht. Allein die Zeit: Wir schreiben die Tage vom 19. bis 29. Oktober 2011. Je nachdem, wann man das Buch liest, liegt das in Zukunft, Gegenwart oder Vergan-



Roman lesen, ohne zu wissen, wie abchasisches Domino funktioniert. Warum dann dieser formale Zwang? Le Tellier erklärt es so: «Diese Regeln, die ich mir auferlege, führen mich an unvorhergesehene Orte, das bereichert das Erzählen ganz enorm.»

Und wie! Das Ergebnis liegt vor in der eleganten, leichtfüssigen Übersetzung von Jürgen und Romy Ritte. Ihnen gelingt es, Flair und Stimmung ins Deutsche zu übertragen. In 52 kurzen Kapiteln lässt Hervé Le Tellier seine sechs Haupt- und einige Nebenfiguren aufeinandertreffen. Mit untrüglichem Gespür für Details, Menschenkenntnis und der grossen Gabe, Beobachtungen in Sprache zu fassen, schafft er Atmosphäre. Mit Einfügen von Textbausteinen wie Abschiedsbrief, Todesanzeige, Passage aus einem italienischen Reiseführer, Buch im Buch («Vierzig Erinnerungen an Anna Stein») oder Einkaufsliste sorgt



DOROTHEA SCHMID / LAIF

er für Überraschungen mit Erkenntnisgewinn. Zu Höchstform läuft Le Tellier auf, als er seinen Text über einige Seiten in zwei Spalten anordnet: Links hören wir Yves eine Lesung vortragen, rechts die bissigen Kommentare des Ehemannes, der sehen will, mit wem ihn seine Frau hintergeht.

Was einst anzog, stösst nun ab

Zu wüsten Eheszenen kommt es in diesem Roman nicht, zu demütigend wäre die Frage nach dem Grund des Ehebruchs, zu spiessig das Erheben von Besitzansprüchen. Wer leidet, tut dies für sich allein und ergeht sich in Selbstanlagen. Und diejenigen, die betrügen, werden nicht von Schuld- oder Schamgefühlen gequält, sondern schwelgen – mit der gebotenen Diskretion – in einem Liebstaumel, den sie längst der Vergangenheit zugehörig glauben.

Trotzdem regen sich eines Tages Zweifel. Beispielhaft ist eine Szene, die sich zwischen Anna und Yves abspielt: Sie wühlt in einer Kiste mit Fotos, breitet vor ihm ein Inventar all dessen aus, was auf dem Spiel steht. Sie betrachtet ihr Glück – ihren Mann, ihr Haus, ihre Kinder, ihre Eltern. «Jahre des Lebens in verblassenden Farben, ich schenke sie dir, ich gebe sie hin für dich, mein Geliebter. Aber du, was hast du mir zu bieten? Sag's mir.»

Auch Louise wägt ab, erstellt Listen mit Pro und Kontra und erkennt, «dass das, was sie gestern noch anzog, sie heute abstösst». Selbstbewusst steht Louise für ihre neue Liebe ein. Nur ein Schicksalsschlag hätte die beiden auseinanderreiben können. Nachdem Thomas ihrer kleinen Tochter das Leben gerettet hat, kann er Louises Gedanken lesen, die sich mit den seinen überschneiden: «Und wenn Judith umgekommen wäre? Dann hätte sie ihn ganz sicher verlassen. Der Schmerz tötet jedes Verlangen, keine Liebe übersteht ein solches Schuldgefühl.»

Le Tellier stellt intelligente Fragen und unterhält, ohne seicht zu sein. «Kein Wort mehr über Liebe» ist ein leichter, gelegentlich frivoler Roman, der berührt, weil er von nichts Geringerem erzählt als der Liebe. ●

genheit. Schon fängt man an zu sinnieren. Eines von vielen möglichen Beispielen dafür, wie der Autor den Lesern auf leichte Art Denkarbeit bereitet.

Das Opfer, das zu Beginn des Buches erhängt aufgefunden wird, ist ein alter Mann namens Albert Hoffmann. Wie sein Fast-Namensvetter hat auch er etwas Berausches erfunden: Eine umfassende Strategie zur Demokratisierung der DDR. Der sogenannte «Plan D» soll den erneut sich in einer Energie- und Imagekrise befindenden Staat retten. Das passt aber weder den aktuellen Machtinhabern, noch einer Alternativenergie-Firma, noch den Staatsgegnern ins Konzept. Dieser Mordfall dient dem Autor allerdings mehrheitlich als Vor-

wand und Vehikel, um eine utopische DDR zu entwickeln und dabei eine Breitseite gegen Ideologien aller Art zu fahren. «Der einzige Unterschied zwischen BRD und DDR ist, dass die Bürger der BRD nicht über die Sauereien ihres Staats sprechen, weil sie den Mund voller Bio-Rinderfilet haben. Erst wenn der Magen knurrt, knurrt auch der Mensch», heisst es, durchaus Wessi-selbstkritisch, einmal. Oder: «Die ewige Entscheidungsalternative des Deutschen: buckeln oder brüllen.»

In Personen- und Situationsbeschreibungen läuft Urban zur Höchstform auf. Was man jedoch vor allem anderen dankbar zur Kenntnis nimmt: Dieser Autor hat eine Haltung. ●

Erzählungen Musa Achmadows reiche Prosa öffnet ein literarisches Fenster nach Tschetschenien

Der gewaltsame Tod ist omnipräsent



Musa Achmadow: Und die Kerze brannte im Wind. Erzählungen und Novellen. Aus dem Russischen von Marianne Herold und Ruslan Bazgiew. Kitab, Klagenfurt-Wien 2011. 200 Seiten, Fr. 25,90.

Von Irena Brežná

Der Klagenfurter Kitab-Verlag hat sich in die tschetschenische Literatur vergrübelt: Fast jedes Jahr gibt er einen neuen Band eines Autors auf Deutsch heraus. Das Anliegen der engagierten Zürcher Übersetzerin Marianne Herold, die schon den sechsten Band vorbereitet, ist es, «die Gegenwart, Geschichte und Kultur Tschetscheniens» über seine Literatur zugänglich zu machen. Die jetzt erschienenen Erzählungen und Novellen von Musa Achmadow «Und die Kerze brannte im Wind» haben den Informationsgehalt literarischer Reportagen, und dank der vielen Dialoge sind sie gar bühnenreif. Der Autor hat in den Flüchtlingslagern mit kriegstraumatisierten Kindern und Jugendlichen therapeutisches Theater gespielt.

Ob der Protagonist noch in der Sowjet-Zeit oder als Kämpfer während der letzten zwei Kriege lebt – die Schilderungen enthalten Hinweise auf reale historische Ereignisse und deren Analyse schwingt mit. Der desillusionierte Kämpfer «Einsamer Wolf» – das tschetschenische Wappentier – denkt wehmütig an den tschetschenischen Widerstand gegen den ersten russischen Kolonialkrieg (1994–1996), in dem die Kämpfer ihre Entscheidungen gemeinsam gefällt hätten.

Der zweite Vernichtungsfeldzug von 1999 bis 2006, den Wladimir Putin zu verantworten hat, wurde auf beiden Seiten grausamer geführt.

Die Novelle gibt einen einmaligen Einblick in die Brutalisierung des Widerstandskampfes. Die Befehle der Feldkommandanten galt es blind zu befolgen, sonst drohten Sanktionen bis hin zum Tod. Der Kämpfer «Einsamer Wolf» ist entsetzt, dass Tschetschenen Tschetschenen töten.

Der gewaltsame Tod dominiert Musa Achmadows Prosa. Die Frau ist wie die Kerze, die im Sturm der unentwegten Kämpfe flackert. Begibt sich der Mann auf den Pfad der Liebe zu einer romantisch verklärten Schönheit, wird er sogleich erschossen.

Die weibliche Innenwelt kennt Musa Achmadow nicht. Die Liebe und die Frau, sie bleiben beide Chimären. Für innovative Liebesszenen ist diese Gesellschaft zu prüde, doch die Todesarten sind eindrücklich beschrieben. ●



OLIVER HOFFMANN / YOUR PHOTO TODAY

Wo genau der Roman «Pause im Paradies» spielt, verrät der Autor nicht. Vieles spricht für eine Insel in der Lagune von Venedig.

Roman Der Schweizer Kunsthistoriker Markus Stegmann hat ein fiktives Buch über eine Reise geschrieben. Sie führt über Venedig und Madeira nach Kairo und gibt einige Rätsel auf

Lockerer Haufen unterwegs

Markus Stegmann: Pause im Paradies.
Edition Isele, Eggingen 2011. 240 Seiten,
Fr. 21.90.

Von Martin Zingg

«Wir spazieren auf der Insel und blicken da und dort ins Meer. Es ist recht ruhig hier draussen, wir hören nur schmale Wellen ans sandige Ufer schlagen. Das brackige Wasser reflektiert blitzend das Licht. Später blättern wir im Kloster in Büchern, lesen von unbekanntem Ländern und betrachten Kunstwerke in den Treppenaufgängen und Fluren.»

«Wir»? Wir ist eine Handvoll Figuren, die im neuen Roman von Markus Stegmann als Gruppe unterwegs ist. Stegmann ist Kunsthistoriker und arbeitet als Kurator der Kunstabteilung am Museum Allerheiligen in Schaffhausen. Daneben und nicht nebenbei schreibt er Gedichte. Drei Gedichtbände liegen inzwischen vor. Nach «Das böse Mädchen Gisela» (2007) ist «Pause im Paradies» sein zweiter Roman. Der Roman, das sei vorweg verraten, ist ziemlich ungewöhnlich, nicht zuletzt seiner Erzählweise wegen, denn das «Wir», das hier erzählt, ist ein kollektives Ich.

Dieses «Wir» befindet sich zu Beginn des Romans auf einer einsamen Insel, vermutlich in der Lagune von Venedig. Es gibt Anzeichen, die darauf hindeuten, und es gibt vor allem den expliziten Hinweis im Klappentext. Konkrete Ortsangaben wird man im Text aber nicht finden, bis zuletzt nicht. Was hingegen nach und nach zu erfahren ist: Auf der Insel wird heftig gebaut, der Bootsverkehr nimmt stetig zu, es leben Kühe auf der Insel, und selbst ein Pferd wird einmal gesichtet. «An einem neuen Morgen sehen wir Kriegsschiffe an der Insel vorbeifahren, Fischschwärme fliehen, und die Sonne schläft langsam ein. Jemand sagt, wir sollen im Garten arbeiten, aber wir sind keine Gärtner.» Das «Wir», der

«lockere Haufen» wie es einmal heisst, lebt bei Mönchen. Diese schauen zur Gruppe, geben ihr Arbeit. Gelegentlich verschwinden sie unvermittelt und tauchen dann ebenso plötzlich wieder auf. Und eines Tages ist es der lockere Haufen, der sich absetzt: aufs Festland.

Die Gruppe sucht auf dem Festland Arbeit. Ein erster Anlauf scheitert, nun heisst es warten: «Dann geschieht für einige Zeit nichts Auffallendes mehr. Manchmal kommt ein Wind, dann bewegen sich die Halme.» Bald aber kann das Kollektiv bei der Salaternte arbeiten, und kommt dann beim Bau unter.

Irritierende Erzähler

Immer sind es Tätigkeiten, die körperlich sehr anstrengend sind. Und noch ist unklar, mit wem wir Leser es hier eigentlich zu tun haben, wer uns das alles erzählt. Deutlich ist inzwischen: Dieses erzählende «Wir» ist um Worte durchaus nicht verlegen, es beobachtet sehr genau, hat Zugang zu modernen Kommunikationsmitteln und bewegt sich mit grosser Sicherheit als Gruppe. Allerdings ist diese nicht so homogen, wie es zunächst erscheinen mag. Immer wieder ist die Rede davon, dass einige dies, andere das machen. Aber die Differenzen, überhaupt die Unterschiede innerhalb der Gemeinschaft werden verschwiegen. Sind das alles Männer? Oder sind auch Frauen darunter? Grösse und Zusammensetzung dieses Wirs schwanken also offensichtlich. Die Wucht des Erzählten hat auch damit zu tun, dass wir darüber nie Genaueres erfahren.

Das Wir gibt in 111 kurzen Kapiteln präzise, gelegentlich überraschend poetische Beschreibungen von seinen Erfahrungen. Zugleich lässt es vieles offen. Das stachelt die eigene Lesephantasie an, die unablässig ergänzt, mutmasst und alles Instabile zurechtrücken möchte. Sind diese Menschen vielleicht «Sans Papiers»? Arbeitsemigranten, wie so viele? Sind es Flüchtlinge? Und sind sie

vielleicht bald dies, bald das? «Wir» als eine Art Sammelidentität, die vor allem über die Reaktionen der Umwelt definiert wird? Tatsächlich muss die Gruppe immer wieder unten durch und hat gelegentlich auch mit Behörden zu tun. Das Bild, das sich die jeweilige Umwelt von der Gruppe macht, changiert heftig, und es verrät am Ende mehr über die Umwelt als über die Gruppe.

«Pause im Paradies» gibt einige Rätsel auf. Anregende Rätsel. Die grösste Überraschung liegt darin, dass hier viel über unsere Gegenwart erzählt wird und bisweilen der Eindruck entstehen kann, man bewege sich lesend in einer Fantasiewelt. Markus Stegmann ist ein gewiefter Erzähler, das spürt man schnell. Was er sein Kollektiv berichten lässt, ist präzise und zugleich leicht «versetzt». Es ist die Sprache, die das bewirkt: Gängige Erwartungen werden unterlaufen, Gewohntes und vermeintlich Vertrautes scheint plötzlich wie hinter einer Butzenscheibe zu stecken, manchmal wirken die Bilder wie übereinander kopiert. Das Erzählverfahren erzeugt ein liches Flirren, es vereitelt die Entwicklung eines roten Fadens und treibt den Text zugleich ständig voran.

Ende in Kairo

Das erzählende Wir kommt im Verlauf der gemeinsamen Reise immer mehr in Fahrt. Vom Festland führt die Reise nach Madeira, in eine beinahe tropische Gegend, und am Ende, nach etlichen Turbulenzen, landet die Gruppe in Kairo. Unterwegs kommt es zu unausweichlichen Konfrontationen mit der Polizei und später mit der Ärzteschaft einer psychiatrischen Klinik, und diese Begegnungen werden auf hinreissend ironische Weise geschildert. Die vermeintlichen Opfer erweisen sich dabei als die Klügeren. Wobei, wir wissen bis zuletzt nicht, was wir Lesenden dem erzählenden «Wir» abnehmen dürfen, auch das trägt bei zum Leseglück. ●



Klassiker Shakespeares Lieder und Gedichte sind neu übersetzt worden

Sag mir, woher Liebe rührt



William Shakespeare: Die Lieder und Gedichte aus den Stücken. Zweisprachig. Englisch und Deutsch. Übertragen und kommentiert von Kurt Kreiler. Insel, München 2011. 211 Seiten, Fr. 27,50.

Von Stefana Sabin

Unter den biografischen Spekulationen über die Identität von William Shakespeare ist die sogenannte Oxford-Hypothese – also die These, dass Edward de Vere, 17. Earl of Oxford, der wahre Autor des shakespeareanischen Werks gewesen sei – im deutschen Sprachraum besonders beliebt.

Ein Anhänger dieser Hypothese ist auch der Dramaturg und Radioautor Kurt Kreiler, der 2005 die Gedichte de Veres übersetzte und 2009 in einem historischen Roman mit dem programmatischen Titel «Der Mann, der Shakespeare erfand» ein Porträt von Edward de Vere zeichnete. Stilistische Anhaltspunkte für eine Autorschaft de Veres findet Kreiler auch in den Liedern und Gedichten aus den Stücken, die er nun zusammengestellt, übersetzt und mit Kommentaren versehen herausgegeben hat. Indem er in diesen Kommentaren immer wieder Hinweise auf de Veres eigene Verse einfließt, will er sozusagen implizit die Oxford-Hypothese belegen.

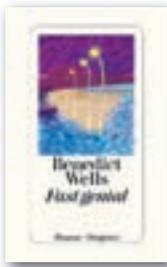
In der elisabethanischen Aufführungsroutine waren Lieder und Gedichte Verlangsamungs- oder Entspannungsmomente im turbulenten Bühnengeschehen, oder sie wurden als Stimmungsbarometer eingesetzt. So wird die Kästchenwahl im «Kaufmann von Venedig», der die schöne Portia die drei um sie werbenden Freier unterzieht, als Höhepunkt der dramatischen Handlung durch den Wechsel zwischen verschiedenen Registern – zwischen gebundener Rede, Gedicht und Lied – effektiv markiert. Die Begrüssung der Freier findet in wohlklingender Rhetorik statt, die Freier begründen ihre Wahl jeweils mit einem Gedicht, schliesslich ertönt während der letzten Wahl ein Liebeslied. «Sag mir, woher Liebe rührt. / Aus dem Herzen? Aus dem Kopf? / Wo sie aufflammt, wer sie schürt?»

Die ursprüngliche Bühnenmusik der Shakespearezeit gilt als verloren, aber die Gedicht- und Liedtexte sind überliefert worden. Dass sie jetzt in einer zweisprachigen Ausgabe gesammelt und angemessen übersetzt zu haben sind, ist ein Gewinn, und das nicht nur für Shakespeareliebhaber. ●

Kurzkritiken Belletristik

Benedict Wells: Fast genial.

Roman. Diogenes, Zürich 2011. 325 Seiten, Fr. 33,90.



Schon beim Debüt, das der 1984 geborene Benedict Wells erst 23-jährig vorgelegt hatte, staunte man darüber, wie einer so früh und allein im stillen Kämmerchen schaffend einen so sicheren Ton fand. Er erhielt dafür Lobeshymnen quer durch die Medienlandschaft. «Fast genial» ist Wells' dritter Roman. Die Geschichte beruht auf einer wahren Begebenheit: Der 18-jährige Francis Dean, der mit seiner depressiven Mutter in einem Trailerpark in New Jersey wohnt, findet heraus, dass er das Ergebnis eines Experiments ist: Ein Wissenschaftler wollte kluge Menschen züchten. Nun macht Francis sich mit seinem besten Freund und Anne-May, die er in der psychiatrischen Klinik kennen gelernt hat, auf die Suche nach seinem Vater. Quer durch die USA geht dieses bewegende literarische Roadmovie. Und wieder bewundert man die sprachliche und erzählerische Souveränität des Autors.

Regula Freuler

Menschen und Orte: Hans Fallada in Carwitz.

Text: Bernd Erhard Fischer. Edition A. B. Fischer, Berlin 2011. 32 Seiten, Fr. 11,90.



Hans Fallada (1893–1947, bürgerlich Rudolf Dietzen) war zu Lebzeiten ein Bestsellerautor. 64 Jahre nach seinem Tod ist er es wieder: Sein Roman «Jeder stirbt für sich allein», den er kurz vor seinem Tod fertiggestellt hat, erschien dieses Jahr erstmals in ungekürzter Fassung – ein internationaler Erfolg. Das Bändchen «Hans Fallada in Carwitz» ist eine passende Ergänzung zur Romanlektüre. Mit Text und Bild fokussiert es auf die Jahre ab 1933, als Fallada aus dem Geld, das er mit «Kleiner Mann – was nun?» verdient hatte, für sich und seine Familie ein Bauerngehöft mit Stallungen, Vieh und Land im mecklenburgischen Dorf Carwitz erstanden hatte. Ganz ohne Larmoyanz zeigt es allein durch die idyllischen Bilder eines Landlebens, wie zerrissen der Schriftsteller, der immer wieder dem Morphium und dem Alkohol verfiel, gewesen sein muss.

Regula Freuler

Hugo Ball: Zinnoberzack, Zeter und Mordio.

Alle Dada-Texte. Wallstein, Göttingen 2011. 144 Seiten, Fr. 21,90.

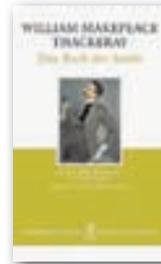


Bei Wallstein erscheint seit 2000 eine auf 10 Bände angelegte Ausgabe sämtlicher Werke und Briefe Hugo Balls. In ihrer Gesamtheit ist sie eher etwas für Spezialisten: Wer sich an dem entzückenden kleinen Roman «Flametti» erfreut, wird mit Werken wie «Die Folgen der Reformation» und «Byzantinisches Christentum» eher seine Mühe haben. Für Literaturfreaks steht ohnehin der Dadaist Ball im Zentrum des Interesses: Er war Mittelpunkt der Gruppe um Hans Arp, Tristan Tzara, Marcel Janco und Richard Huelsenbeck, die 1916 im Zürcher Cabaret Voltaire mit künstlerischen Mitteln auf das Desaster des Ersten Weltkriegs reagierte. In wenigen Monaten machte sich Ball damals mit Lautgedichten wie mit Manifesten einen Namen. Eckhard Faul, Mitarbeiter an der Ball-Gesamtausgabe, hat nun alle Dada-Texte des Autors in einem eleganten Band versammelt.

Manfred Papst

William Makepiece Thackeray: Das Buch der Snobs.

Aus dem Englischen von Gisbert Haefs. Manesse, Zürich 2011. 448 S., Fr. 35,90.



Zwei Romane sind es, die man vor allem mit dem Namen des britischen Autors Thackeray (1811–1863) verbindet: die Meisterwerke «Barry Lyndon» und «Vanity Fair». Der in Kalkutta geborene Sohn eines Kolonialbeamten wurde nicht ganz freiwillig zum Autor. In England erzogen, brach er das Jurastudium in Cambridge ab und verjubilte das Familienvermögen. Dann hiess es: Schreiben! Unter anderem als Kolumnist des «Punch». Dort widmete er sich ein Jahr lang dem Phänomen des Snobs und entdeckte die Menschen «sine nobilitate» im Adel wie im Klerus und im Militär. Niemand war vor seinem satirischen Zugriff sicher. Gewiss: Manches an diesen journalistischen Texten ist heute erklärungsbedürftig. Hier helfen die ausführlichen Anmerkungen weiter. Gleichwohl bereiten Thackerays boshaft-geistvolle Texte bis heute Vergnügen.

Manfred Papst



Volker Reinhardt, deutscher Historiker und Dozent an der Universität Fribourg, lehrt und schreibt über Schweizergeschichte. Das Land ist seiner Meinung nach kein Sonderfall, sondern bewegt sich in der grossen europäischen Spur. *Von Kathrin Meier-Rust*

Die Schweiz vergisst ihre vielen Bürgerkriege

«Es sollte einer vielleicht nicht Schweizer sein, um ein gutes Bild der Schweiz zu zeichnen» – schrieb einst der Schweizer Historiker Herbert Lüthy (um dann allerdings selbst ein sehr gutes Bild zu zeichnen in seinem bis heute berühmten Essay «Die Schweiz als Antithese» von 1961). Der deutsche Schweiz-Historiker Volker Reinhardt mag nur halb zustimmen. «Sicherlich bringe ich eine Distanz mit, die heilsam sein kann, vielleicht kann man das Besondere besser erkennen.» Auf der anderen Seite fehle dem Ausländer vielleicht die Nestwärme? Seine soeben erschienene «Geschichte der Schweiz» hält er jedenfalls für «eine Mischung aus Innen- und Aussenwahrnehmung». Schliesslich lebe er seit bald 20 Jahren in der Schweiz und schätze das Land sehr.

So sehr offenbar, dass er von deutschen Kollegen schon mal als «helvetophil» bezeichnet wurde, im Frühling 2009 nämlich, als der deutsche Finanzminister Peer Steinbrück den Schweizer Indianern mit der deutschen Kavallerie drohte und Volker Reinhardt dies in einem Interview als «Populismus-Nachholbedarf»

eines SPD-Politikers im Wahlkampf bezeichnete. Er habe sofort verstanden, dass Steinbrücks Ton in der Schweiz an die Sprache der fremden Herren erinnert und damit an «seelische Urgründe» gerührt habe.

Reinhardt benutzte damals die Gelegenheit, um auf die beiden Schweiz-Bilder aufmerksam zu machen, die in Deutschland – und im Ausland überhaupt – nebeneinander bestehen: ein

Es gibt im Ausland zwei Schweiz-Bilder: ein positives als Hort von Tüchtigkeit und Fleiss und ein negatives als Land der Geldgier und des Profits.

positives, das die Schweiz als Hort der Tüchtigkeit, des Fleisses und der alten Tugenden beneidet, und ein negatives, das sie als Land der Geldgier, der faulen Geschäfte und der Profitgier brandmarkt. Sie haben eine lange Tradition, diese beiden Bilder. Bereits im 16. Jahrhundert, nach den Burgunderkriegen, dem Schwabenkrieg und den schweizerischen Siegen in Oberitalien, wurden die Eidgenossen zum Gegenstand einer lebhaften Diskussion unter den politischen Denkern in Europa. Die beiden Florentiner Niccolò Machiavelli und Francesco Vettori führten 1513 gar einen kontroversen Briefwechsel: Wo Macchiavelli die Schweizer als Nachfolger der alten Römer sah, tapfer und stolz bis zur Selbstaufopferung fürs Vaterland, sah Vettori Hinterwäldler, denen es nur ums Beutemachen ging.

«An der Schweiz schieden sich eben schon damals die Geister. Doch beide Florentiner sind realitätsfern, beide kannten die Schweiz nicht wirklich», erzählt Reinhardt, der beiden Biografien gewidmet hat (sein Macchiavelli erscheint nächstes Jahr). Geblieben sind über die

Jahrhunderte die kontrastierenden Schweiz-Bilder: «Die Schweiz war und wirkt bis heute als Gegenbild. Damals weil sie Merkmale aufwies, die sie vom übrigen Europa unterschied – etwa das Fehlen eines höfischen Zentrums, das polyzentrische Element der 13 regierenden Orte. Heute weil sie im Zentrum Europas liegt und trotzdem nicht Teil der EU ist.»

In den letzten Jahren sind gleich mehrere neue Bücher zur Schweizergeschichte erschienen – wie erklärt sich Volker Reinhardt diesen Boom? In Deutschland werde die Schweiz als Erfolgsmodell wahrgenommen, das mache neugierig: «Man möchte wissen, wie die Schweiz funktioniert.» Sein kleiner Abriss zur Geschichte der Schweiz (s. Kasten) habe sich sehr gut verkauft, eine ausführlichere Version lag schon deshalb nahe. In der Schweiz könnte es anders liegen: «Nun, da die Tell- und Rütli-Mythologie historisch nicht zu halten ist, möchte man wissen, was denn wirklich geschah auf der Bühne des 13. und 14. Jahrhunderts.»

Geschichte ohne grosse Brüche

Volker Reinhardt kommt aus dem nördlichsten Zipfel Deutschlands, aus Schleswig-Holstein. «Eine herbe Gegend, es regnet permanent. Irgendwann im Mai wird es langsam Frühling.» Kein Wunder packte ihn die Sehnsucht nach dem Süden. Er studierte in Kiel und in Freiburg im Breisgau. Danach forschte er viele Jahre in Rom. Heute lebt er die Liebe zum Süden vor allem in Ferienreisen aus, die seinem Hobby gelten: den Orchideen, die er in ganz Europa sucht und fotografiert. Glücklicherweise lieben Orchideen kalkhaltige Böden, was dazu führt, dass sie gerne auf römischen und griechischen Ruinen blühen. Die Liebe zu Orchideen, zum Süden und zur Geschichte lasse sich deshalb hervorragend vereinen, schmunzelt Reinhardt.

Der Lehrstuhl, auf den die Universität Fribourg den damals 37-jährigen Italienspezialisten und Romanisten vor 20 Jahren berief, war für Allgemeine und Schweizergeschichte der Neuzeit ausgeschrieben: «Es wurde erwartet,

Volker Reinhardt

Volker Reinhardt, geboren 1954, studierte Geschichte und Romanistik in Freiburg i. Br. und forschte einige Jahre in Rom. Seit 1991 ist er Professor für allgemeine und Schweizer Geschichte an der Universität Fribourg. Neben zahlreichen Büchern zur Geschichte Italiens und einer Biografie von Johannes Calvin schrieb er eine kurze «Geschichte der Schweiz», die 2006 bei C. H. Beck erschien, später aktualisiert als «Kleine Geschichte der Schweiz» (2010). Nun liegt die schön illustrierte und gut zu lesende ausführliche Version vor: Volker Reinhardt: Die Geschichte der Schweiz. Von den Anfängen bis heute. C. H. Beck, München 2011. 512 Seiten, Fr. 46.90.



MARCO ZANONI

«Die Liebe zu Orchideen, zum Süden und zur Geschichte lassen sich hervorragend vereinen», sagt der Historiker Volker Reinhardt in seinem Gewächshaus.

dass ich mich in die Schweizergeschichte einarbeite.» Für Reinhardt war dies selbstverständlich. Nicht nur wegen des Gemeinplatzes, dass man ein Land nur verstehen kann, wenn man seine Geschichte kennt. Auch weil er überzeugt ist, dass in kaum einem Land die Gegenwart so nah an der Geschichte liege wie in der Schweiz: Wer die Schweiz der Gegenwart verstehen will, muss ihre Vergangenheit kennen.

«Die Schweizergeschichte kennt zwar Bruchstellen, aber keine wirklich grossen Brüche und Katastrophen.» Daraus ergebe sich ein besonders intaktes Geschichtsbewusstsein. Es zeige sich schon darin, dass Schweizergeschichte hierzulande in einem Wort geschrieben wird: «Die Schweiz ist im Reinen mit ihrer Geschichte, weil sie diese letztlich als eine gute Nationalgeschichte sieht.» Ein lineares, am Endziel der plebiszitären Demokratie ausgerichtete historisches Denken sei hier deshalb sehr verbreitet, das erlebe er auch bei seinen Studierenden. Schulen wie Medien stützen dieses Bild, meint Reinhardt, wobei auch Interesse vorhanden sei für Differenzierung, etwa indem die Behandlung von Randgruppen oder die Zeit des Zweiten Weltkrieges aufgearbeitet worden sei.

Besonders intensive Rückschau

Erstaunlich bleibt für den deutschen Historiker dennoch, wie wenig präsent in der Schweiz die vielen Bürgerkriege ihrer Geschichte seien: Vom Alten Zürichkrieg über vier Religionskriege, den Bauernkrieg bis zu den inneren Konflikten der Helvetischen Republik und zum Sonderbundskrieg von 1847: «Im Durchschnitt kam es über 500 Jahre alle drei Generationen zu einem Bürgerkrieg», sagt Reinhardt. Diese Konfliktfrequenz falle zwar im europäischen Vergleich keineswegs aus dem Rahmen. Doch sie werde heute häufig vergessen. «Meine nüchterne Bilanz soll zeigen, wie spannungsreich das Zusammenwachsen des Bundesgefüges war: Die Schweiz hat die bewundernswerte Kunst des Ausgleichs in einem langen und oft kriegerischen Aneignungsprozess gelernt.»

Sieht der Historiker Besonderheiten der Geschichte der Eidgenossenschaft? Reinhardt stellt klar: «Den absoluten Sonderfall Schweiz gibt es nicht. Die Schweiz geht wie jedes europäische Land einen besonderen Weg, der sich

aber auf der europäischen Hauptspur bewegt.» Dies gesagt, liessen sich jedoch durchaus Besonderheiten der Schweizergeschichte erkennen. Ursprungsmythen, wie sie mit Rütlichswur und Wilhelm Tell in der Eidgenossenschaft im 14. und 15. Jahrhundert entstanden, gab es in der frühen Neuzeit zwar überall: «Jede italienische Stadt hatte ihren Ursprungsmythos, das ist gemeineuropäisch. Alle europäischen Länder schauen zurück, wenn sie ein Modell für eine bessere Gegenwart suchen.» In der Schweiz geschieht dies jedoch mit besonderer Intensität: Man hat hier sehr früh mit der mythischen Verklärung begonnen und auf dieses Modell stärker und länger als anderswo zurückgegriffen. Selbst in der Revolutionszeit von 1798 seien die Schweizer Aufklärer davon ausgegangen, dass die Geschichte mit 1291 gut begonnen habe:

«Die Schweiz hat die bewundernswerte Kunst des Ausgleichs in einem langen und oft auch kriegerischen Aneignungsprozess gelernt.»

«Eine Auslöschung der Geschichte als Voraussetzung für den nationalen Neubeginn, das gibt es in der Schweiz nicht.»

Als Kenner der italienischen Geschichte erkennt Reinhardt als weitere Besonderheit die Macht der Landbevölkerung seit der frühen Neuzeit: Während in Norditalien immer die Stadt – Venedig, Mailand, Florenz – über die Landschaft triumphiert hat, gelang dies den städtischen Orden mit den ländlichen Kantonen nicht: Im Gegenteil, diese waren militärisch oft stärker: Im Alten Zürichkrieg müssen die Städte eine Niederlage hinnehmen, obwohl sie kulturell dominieren.

In den militärisch starken Landkantonen mit ihren Landsgemeinden sieht Reinhardt ein Unikum der Schweizergeschichte, das die eidgenössische Ideologie stark prägte: Diese Landkantone wurden zwar von einer lokalen Oligarchie führender Familien regiert, die dem ländli-

chen europäischen Adel ziemlich ähnlich kam. Aber diese Oberschicht musste, gerade in Krisenzeiten, auf die Stimmung und die Ressentiments der kleinen Leute Rücksicht nehmen, wollte sie nicht durch die Landsgemeinde abgestraft werden. Durch diese Basisversammlung der Landleute bildete sich bereits im 14. Jahrhundert ein System der Machtteilung heraus, eine Aristodemokratie, die in Europa einzigartig dasteht. Die wenigen Familien, die de facto regierten, waren darauf angewiesen, die Mehrheit der Landleute hinter sich zu wissen.

Mit erfolgreicher Rebellion ist diese Macht der Landbevölkerung nicht gleichzusetzen: Bauernaufstände ziehen sich wie ein roter Faden durch die europäische Geschichte, sie wurden überall, auch in der Schweiz, niedergeschlagen. Doch dass eine Landsgemeinde die eigenen Mächtigen abstrafte und in die Wüste schickte, wie zum Beispiel in Obwalden 1382 oder im Harten- und Lindenhandel 1765 in Schwyz, das sieht Reinhardt als typisch schweizerische Tradition. «Noch im 19. Jahrhundert stürzte das konservative Landvolk von Zürich eine liberale Regierung der Stadt, weil diese einen angeblich atheistischen Professor aus Deutschland (David Friedrich Strauss) an ihre Universität berufen hatte – das muss man sich mal vorstellen!» Dass das Volk den Mächtigen auf die Finger schaut, dass Eliten Rechenschaft ablegen müssen, dass sie sich volkstümlich und volksnah geben müssen – Reinhardt nennt es ein «permanentes Zelebrieren und Vorweisen von Nähe zwischen Oben und Unten» – dies alles mündet tatsächlich ziemlich nahtlos in die plebiszitäre Demokratie.

Weltläufige Kleinstadt Fribourg

Damit sind wir in der Gegenwart. Was gefällt dem Professor aus dem weiten Norddeutschland im kleinen Fribourg? Die Antwort kommt schnell: «Die Weltläufigkeit. Sie war schon in der alten Eidgenossenschaft vorhanden, durch die fremden Dienste. Die Bereitschaft, von anderen Ländern etwas zu lernen, war und ist gross. Im ehemals savoyischen Fribourg ist diese Weltläufigkeit sehr stark spürbar. Sowohl Dozenten wie Studierende sind hier sehr international.» Seine Vorlesungen hält Reinhardt auf Deutsch, dabei habe er allerdings lernen müssen, sein norddeutsches Sprechtempo drastisch zu drosseln. In Prüfungen und Seminaren darf aber auch französisch und italienisch gesprochen werden – Reinhardt spricht beide Sprachen fließend.

Die mehrsprachige Schweiz fusst für Reinhardt auf einem Wunder: dem Wunder nämlich, dass sich die fremdsprachigen Untertanengebiete – das Tessin und die Waadt – in der Revolutionszeit von 1798 nicht von der Eidgenossenschaft abgespalten haben. Die lokalen Eliten in Locarno, Bellinzona und Lausanne hätten das damals sehr wohl diskutiert. Doch lieber als am äussersten Rand eines zentralisierten grossen Staates zu leben, wollten sie Kantone der Eidgenossenschaft werden. «Das war die Frucht einer sehr stark auf Konsens mit den lokalen Eliten ausgerichteten Verwaltung durch die eidgenössischen Vögte, bei der die lokalen Eigenheiten respektiert wurden.»

Die Schweiz gehe deshalb heute gleich zweifach andere Wege als Europa, schreibt Reinhardt in der Einleitung seiner neuen Geschichte der Schweiz: Sie verweigere sowohl die Aufsplitterung nach Sprachen – wie in Spanien, Belgien, Osteuropa, Ex-Jugoslawien – wie auch den supranationalen Zusammenschluss. Hat dieser Alleingang Zukunft? Historiker seien für Prognosen nicht zuständig, meint Reinhardt. Und lacht: «Die Schweiz ist immer gut durchgekommen, die Ratschläge eines deutschen Professors braucht sie nicht.» ●



Die vor den Schwyzern und den mit ihnen verbündeten Eidgenossen fliehende Zürcher Flotte im Alten Zürichkrieg 1440. Aus: Werner Schodoler, Chronik des Alten Zürichkriegs, 1514.

Charles Lewinsky Zitatelese



GAETAN BALLY / REKSTONE

Charles Lewinsky ist Schriftsteller und arbeitet in den verschiedensten Sparten. Sein neuer Roman «Gerron» ist soeben bei Nagel & Kimche erschienen.

“ Dennoch bin ich der Ansicht, das Übersetzen von einer Sprache in die andere ist so, als betrachte man die flämischen Wandteppiche von der Rückseite her, wo man die Figuren zwar erkennt, doch nur unter allerlei Fäden, die sie verschleiern, so dass sie nicht in der Klarheit und dem Farbensplanz hervortreten wie auf der Vorderseite.

Miguel de Cervantes

Man sollte Übersetzern kein Kränzchen winden. Sie verdienen einen Kranz. Versuchen Sie mal, nur diese zwei Sätze in eine andere Sprache zu übertragen. Inklusivem kleinem Wortspiel. Aber so, dass sie einen Sinn ergeben. Möglichst denselben, den sie auch im Deutschen haben. Sie werden bald feststellen, dass das nicht geht. Auch nicht mit allen Verrenkungen ihrer sprachlichen Hirnwindungen. Früher oder später werden Sie zum Schluss kommen, dass es einfach unmöglich ist.

Ausser Sie sind Übersetzer von Beruf. Dann werden Sie über so ein harmloses Problemchen nur milde lächeln und eine Lösung aus dem Ärmel zaubern. Weil es für Übersetzer zur täglichen Übung gehört, das Unmögliche möglich zu machen. So elegant wie ein Akrobat, der nach dreifachem Salto im Handstand landet und dabei noch lächelt. Als ob nichts gewesen wäre.

Und für ihn ist ja auch nichts gewesen. Denn Übersetzer sind Helden. Gleich nach Krankenschwestern und Altenpflegern wahrscheinlich die schlechtbezahltesten dieser Welt.

Nicht alle natürlich. Es gibt auch welche, die mit zehn Rappen pro Seite noch überzahlt wären. Aber die ver-deutschen höchst selten literarische Werke. Schon eher japanische Gebrauchsanweisungen. Wobei dann so schöne Sätze rauskommen wie «Nimmer diesen Monitor legen, wo der Schnur von Personen darauf spazieren gehen grausam behandelt wird.»

Aber, ah, die Künstler unter den Übersetzern, die Heroen, die Sprachmeister! Leute, die sich furchtlos in den Assoziationsdschungel eines James Joyce begeben und sich, ohne zu erleichen, den Wortspielereien eines Raymond Queneau stellen! Die mutig vorgehen, um uns Türen in fremde Sprachwelten zu öffnen, damit wir deren Wunder wenigstens erahnen können!

Selbst, wenn Don Quijote recht haben sollte und wir nie mehr als die Rückseite des Bilderteppichs sehen – bei einem guten Übersetzer ist auch das immer noch ein Genuss.

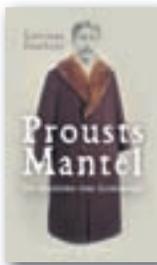
Wenn ich auf dem Vorsatzblatt eines Romans den Namen eines solchen Meisters finde, wenn da beispielsweise Harry Rowohlt steht, dann freue ich mich immer schon auf den ersten Satz. Weil ich weiss: Gleich geht der Lesegenuss los!

Oder, wie die Engländer sagen: Equal goes it loose.



Kurzkritiken Sachbuch

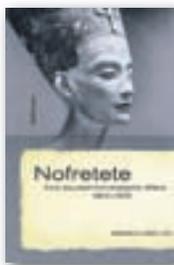
Lorenza Foschini: Prousts Mantel. Die Geschichte einer Leidenschaft. Nagel & Kimche, Zürich 2011. 126 Seiten, Fr. 21.90.



Lorenza Foschini schildert die bizarre Geschichte des französischen Parfüm-Fabrikanten Jacques Guérin (1902–2000), der passioniert alles sammelte, was Marcel Proust gehört hatte: Briefe, Fotografien, Skizzen. Auch das Messingbett, in dem er «A la recherche du temps perdu» schrieb, den Bücherschrank, den Spazierstock. Prousts Mantel hatte der Trödler, der ihm das meiste verkauft hat, eine Zeitlang zum Angeln mitgenommen, als Schutz gegen Kälte. 50 Jahre bewahrte der verschwiegene Liebhaber seine Kostbarkeiten auf, bevor er sie kurz vor seinem Tod dem Pariser Musée Carnavalet vermachte, wo sie heute zu sehen sind. Staatschef Mitterrand war bei Guérin, der wie ein Renaissancefürst lebte, noch abgeblitzt mit der Bitte, die Sammlung der Nationalbibliothek zu überlassen. Eine mitreissend erzählte literarische Spurensuche.

Urs Rauber

Bénédicte Savoy: Nofretete. Eine deutsch-französische Affäre. Böhlau 2011. 225 Seiten, Fr. 28.50.



Nofretete ist nicht nur eine wunderschöne Frau, sie ist auch ein heisses Eisen. Die 1912 in Tel el-Amarna zum Vorschein gekommene Büste bildet heute eine Hauptattraktion im Neuen Museum in Berlin. Kairo möchte sie gerne zurückhaben. Die Historikerin Bénédicte Savoy rollt in ihrem Buch die Auffindungsgeschichte der Büste und ihren Transfer nach Deutschland aufgrund erstmals gesichteter Akten neu auf. Sie schildert die politische Situation am Vorabend des Ersten Weltkriegs, als die internationale Ausgräberschaft in Ägypten friedlich nebeneinander arbeitete. Der Kriegsausbruch änderte die Lage, es entstanden lebenslange Feindschaften, allen voran zwischen Franzosen und Deutschen. Wichtigster Zankapfel unter den Ägyptologen war die Büste aus Tel el-Amarna. Nofretete ist ein Relikt dieser alten, deutsch-französischen Feindseligkeiten.

Geneviève Lüscher

Vera Lengsfeld: Ich wollte frei sein.

Die Mauer, die Stasi, die Revolution. Herbig, München 2011. 334 Seiten, Fr. 29.90.

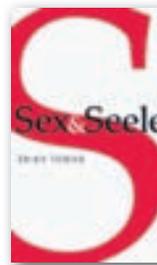


«Ich bin ein Mauerkind», schreibt die 1952 geborene Vera Lengsfeld, «ich habe die erste Hälfte meines Lebens in einer geschlossenen Gesellschaft verbracht». Die Tochter eines Stasioffiziers wurde in der DDR zur kritischen Dissidentin, dann zur Bürgerrechtlerin, bis sie 1988 ausgewiesen wurde. Nach dem Mauerfall kehrte sie zurück und wurde 1990 für die Grünen in die Volkskammer gewählt. Mit Entsetzen erfuhr sie wenig später, dass ihr Ehemann Knud Wollenberger sie jahrelang im Auftrag der Staatssicherheit bespitzelt hatte. Lengsfeld liess sich scheiden, wurde Bundestagsabgeordnete der Grünen, danach der CDU und erhielt das Bundesverdienstkreuz. Die fesselnd geschriebene Autobiografie der couragierten Ostdeutschen ist auch eine Abrechnung mit allen Versuchen, die DDR (n)ostalgisch schönzureden.

Urs Rauber

Erika Toman: Sex & Seele.

Zytglogge, Oberhofen 2011. 294 Seiten, Fr. 36.–.



Nie konnte Sexualität so frei gelebt werden wie in der heutigen westlichen Welt. Damit sei Sex jedoch keineswegs erfüllt geworden, meint Erika Toman. Denn das «alles Sehen» sei oft verbunden mit dem «nichts Fühlen» einer entfremdeten gelebten Sexualität, wie sie heute schon Kinder mit Porno aus dem Internet vorgeführt bekommen. Der Zürcher Psychotherapeutin und Spezialistin für Essstörungen geht es nicht um Moral, vielmehr um ein vom Gefühl abgekoppeltes, entfremdetes Sexleben. Ihr Buch verbindet Wissen mit Reflexion und Beispielen: Von der Biologie der Sexualität über deren Entwicklung im Lauf des Lebens bis zu den Störungen vermittelt es den neusten Stand wissenschaftlicher Erkenntnisse. Fälle und Selbstzeugnisse aus der eigenen Praxis illustrieren das Spannungsfeld zwischen Manipulation und Selbstbestimmung. Ein Aufklärungsbuch, auch für Erwachsene.

Kathrin Meier-Rust

Kalter Krieg Dank Bundesrat Max Petitpierre (1899–1994) wurde die Schweiz zum respektierten Staat. Der Historiker Daniel Trachsler hat ein Referenzwerk zur Aussenpolitik geschrieben

«First-class man»

Daniel Trachsler: Bundesrat Max Petitpierre. Schweizerische Aussenpolitik im Kalten Krieg 1945–1961. NZZ Libro, Zürich 2011. 416 Seiten, Fr. 54.–.

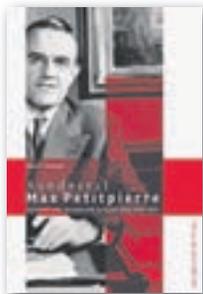
Von Paul Widmer

Als Max Petitpierre 1945 die Leitung des Eidgenössischen Politischen Departements (EPD), also des Aussenministeriums, übernahm, stand es um die Schweiz schlecht. Sie drohte in die Isolation abzusinken. Die Sowjetunion weigerte sich, diplomatische Beziehungen aufzunehmen, und die anderen Siegermächte, namentlich Frankreich und die USA, waren ihr auch nicht gewogen. Als der Neuenburger 1961 aus dem Bundesrat ausschied, war es ganz anders. Die Schweiz war vom Paria zum hochrespektierten Mitglied der Staatengemeinschaft aufgestiegen.

Das ist eine Erfolgsgeschichte sondergleichen. Wie hat Petitpierre das erreicht? Die kurze Antwort lautet: indem er eine konstante Aussenpolitik betrieb, die in hohem Masse mit dem Volkswillen übereinstimmte. Unumstössliche Richtlinie war die Neutralität – eine robuste Neutralitätspolitik, die sich mehr Zurückhaltung auferlegte, als es rein rechtlich erforderlich war. Im Wesentlichen hielt sich Petitpierre an folgende Unterscheidung: Von politischen internationalen Organisationen hält sich die Schweiz fern, in wirtschaftlich-technischen Angelegenheiten arbeitet sie mit. So trat sie der OECE – der heutigen OECD – und der Efta bei, nicht hingegen dem Europarat und der Uno.

Petitpierre prägte für sein aussenpolitisches Konzept die Devise «Neutralität und Solidarität». Damit brachte er auf den Begriff, was die Schweiz in Ansätzen schon lange tat. Sie erklärte sich nämlich in Kriegen nicht nur als neutral, sie ergänzte ihre Neutralität seit dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870 auch mit besonderen Hilfsanstrengungen: auf politischer Ebene mit Guten Diensten, auf humanitärer Ebene mit karitativen Aktionen.

Mit seiner Devise reagierte Petitpierre auf die neuen Zeiterfordernisse.



Unmissverständlich gab er zu verstehen, dass die Schweiz einerseits an ihrer klassischen Neutralität festhielt, andererseits aber gewillt war, den Aufbau der Entwicklungsländer zu unterstützen. Max Petitpierre wurde damit zum Vater der heutigen Entwicklungszusammenarbeit. Freilich, Neutralität und Solidarität waren nie zwei gleichwertige Standbeine unserer Aussenpolitik. Die Neutralität war stets viel wichtiger als die Solidarität. Die Schweiz war nicht wie Titos Jugoslawien neutral, um sich mit der Dritten Welt zu solidarisieren; sie war solidarisch, um neutral bleiben zu können.

Erfolge und Flops

Auch an die Tradition der Guten Dienste knüpfte der Aussenminister an, oft mit Erfolg, aber nicht immer. So war der Einsitz in der Neutralen Waffenstillstandskommission (NNSC) und in der Heimschaffungskommission in Korea problematisch. Die Schweiz sollte zusammen mit Schweden als «westliche Neutrale» fungieren, die Tschechoslowakei und Polen als «östliche». Eine solche Arbeitsteilung passte nicht ins helvetische Konzept. Petitpierre selbst wollte den Fehlentscheid korrigieren und die Schweiz aus der Waffenstillstandskommission zurückziehen. Der chinesische Ministerpräsident Tschou En-lai konnte ihn dann jedoch davon abhalten.

Sodann fühlte sich der Bundesrat nach dem Ungarnaufstand und der Suezkrise von 1956 bemüssigt, die Grossmächte ohne vorherige Konsultationen zu einer Konferenz in die Schweiz einzuladen. Diese Demarche war für einen Kleinstaat wohl eine Schuhnummer zu gross. Sie wurde denn auch ein Flop. Dafür war allerdings in erster Linie nicht Petitpierre, sondern sein schärfster Rivale im Bundesrat, Markus Feldmann, verantwortlich.

Zu den Glanzlichtern der Schweizer Guten Dienste gehören die Gipfelkonferenz der «Grossen Vier» von 1955 in Genf und die Diplomatie des EPD zwischen Franzosen und Algeriern im Vorfeld der Evian-Konferenz von 1962. Ohne selbst in die Verhandlungen ein-



zugreifen, erzeugte die Schweiz mit einer guten Infrastruktur und neutraler Diskretion ein Klima, das die Gespräche unter den Direktbetroffenen begünstigte. Das waren bescheidene, aber kompetent ausgeführte Dienste. Sie trugen mehr zum Prestige der Schweiz bei als hochfliegende Pläne von einer Mitgestaltung in der Weltpolitik.

Daniel Trachsler beschreibt diese Vorgänge in seiner Monografie eingehend. Das Buch beruht auf einer Dissertation. Es ist gründlich recherchiert, quellennah und vorbildlich klar im Auf-



PHOTOPRESS-ARCHIV / KEVSTONE

bau. Zudem ist es verständlich und flüssig geschrieben – zweifelsohne ein Referenzwerk für die Schweizer Aussenpolitik in der Nachkriegszeit.

Petitpierres feines Gespür

Der Autor scheut sich auch nicht, die Verdienste von Petitpierre zu bewerten. Dabei geht er differenziert vor, neigt insgesamt jedoch der kritischen Seite zu. Er meint, der Neuenburger hätte die Neutralität bis weit in die 50er Jahre hinein ideologisch «überhöht» und somit Geister gerufen, die er nicht mehr los

Der britische Kriegspremier beim Schweizer Bundesrat zum Tee (sitzend v.l.n.r.): Max Petitpierre, Ernst Nobs, Winston Churchill und Karl Kobelt. 19. September 1946, Schloss Allmendingen bei Bern.

wurde. Er trage folglich die Hauptverantwortung dafür, dass sich die Schweiz bis heute mit der Integration in internationale Gebilde schwertue. Diese These ist nicht neu. Daniel Frei hat sie bereits 1980 aufgestellt. Seither wird sie ständig wiederholt. Doch trifft sie auch zu?

Man darf es bezweifeln. Petitpierre zeigte ein feines Gespür für den Zeitgeist. Sein Appell an die Solidarität der Eidgenossen bezeugt es. Und mit dem Aufbau der Entwicklungshilfe bewies er Gestaltungswillen. An der Neutralität als der Richtlinie schweizerischer Aus-

senpolitik rüttelte er hingegen nicht. Er wusste: Eine erfolgreiche Aussenpolitik muss hierzulande vom Souverän getragen sein. Deshalb verwaltete er die Neutralität mit Umsicht und Konstanz. Damit schuf er ein Kapital, das in der Aussenpolitik wichtiger ist als alles andere, nämlich Glaubwürdigkeit. Was Petitpierre in seiner 16-jährigen Amtszeit erreicht hat, ist bemerkenswert. Kein Wunder, dass Churchill von ihm sagte: «He is a first-class man». ● *Paul Widmer ist Autor von «Schweizer Aussenpolitik und Diplomatie» (2003).*

Musik Neue Monografien umkreisen Leben und Werk des Klaviervirtuosen Franz Liszt

Erst Popstar, dann Mönch

Wolfgang Dömling: Franz Liszt. C. H. Beck, München 2011. 112 Seiten, Fr. 14,-50.

Klára Hamburger: Franz Liszt. Leben und Werk. Böhlau, Köln 2010. 279 S., Fr. 35,-50.

Oliver Hilmes: Liszt. Biografie eines Superstars. Siedler, München 2011. 431 Seiten, Fr. 38,-90.

Michael Stegemann: Liszt. Genie im Abseits. Piper, München 2011. 524 Seiten, Fr. 35,-90.

Von Corinne Holtz

Damen von Welt küssen dem Virtuosen die Fingerspitzen, Herren tragen Handschuhe mit seinem Porträt, ein Parfümeur bringt «Eau de Liszt» auf den Markt. Franz Liszt (1811–1886), der «Gott der Pianisten», wird in seiner ersten Lebenshälfte mit Ruhm und Ehren überschüttet und erobert das musikalische Europa. Die Stationen des Jahres 1840 sprechen für sich: Von Januar bis August ist Liszt in der Postkutsche unterwegs und tritt zwischen Budapest, Wien, Prag, Dresden, Paris, London, Brüssel, Frankfurt und Köln auch in kleineren Städten auf. Dabei begründet er die Tradition des Klavierabends und spielt in seinen Rezitalen Musik von Bach bis Chopin und vor allem eigene Kompositionen, Arrangements etwa von Opern und Improvisationen.

Die «Lisztomania», die in Berlin ihren Höhepunkt erreicht und von Heinrich Heine bespöttelt wird, hat Liszt längerfristig mehr geschadet als genützt. Er ist als fingerfertiges Wunder, Frauenverführer und Freigeist in die Geschichte eingegangen, der sich im Alter nach Rom geflüchtet und durch die niederen Weihen als Priester geläutert hat. Dass Liszt über die populären «Ungarischen Rhapsodien» hinaus Zukunftsmusik ge-

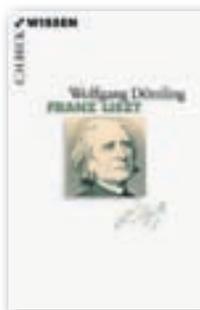
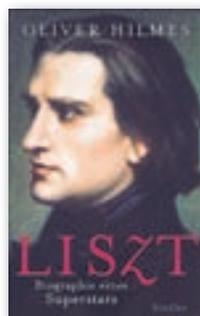
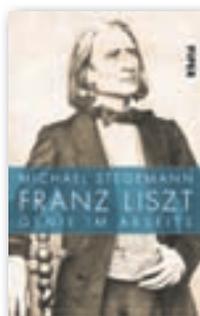
schrieben und die ehernen Gesetze von Tonalität und Formkanon durchbrochen hat, geht gern vergessen. Und sein Spätwerk, darunter etwa ein enigmatisches «Ave Maria» und verzweifelte «Csárdás»-Tänze, hat auch die Musikforscher zu lange nicht interessiert.

An dieser Vorgeschichte müssen sich heutige Biografen messen. Bereits die Titel der hier versammelten Neuerscheinungen verraten, worauf Wert gelegt wird: «Superstar» heisst es bei Oliver Hilmes, vom «Genie im Abseits» spricht Michael Stegemann, «Leben und Werk» erkundet Klára Hamburger und schlicht nur «Franz Liszt» ist Wolfgang Dömling auf der Spur.

Liszt und die Frauen

«Das unromantische Ende dieser ersten romantischen Liebe stürzte Franz und Caroline in Verzweiflung. Während sich Mademoiselle unter Tränen in ihr Schicksal fügte, fühlte sich Liszt in seinem Stolz und in seiner Ehre schwer verletzt.» Der Autor dieser Zeilen (Hilmes) weiss stets, wie sich sein Superstar fühlt und was seine Beweggründe sind. Das gilt auch für die Frauen an seiner Seite, hier die 17-jährige Caroline de Saint-Cricq, Tochter des französischen Handelsministers, die mit ihrem gleichaltrigen Klavierlehrer bis 1828 eine Liebesbeziehung unterhält. Hilmes, Historiker und erfolgreicher Autor von Biografien über Alma Mahler-Werfel und Cosima Wagner, legt sein Augenmerk auf das skandalträchtige Private und lässt den Komponisten Liszt und seine Musik aussen vor – entgegen dem Versprechen im Klappentext.

Ganz anders ist der Zugang Hamburgers. Die ungarische Musikwissenschaftlerin hat schon einmal eine Liszt-Monografie vorgelegt und tritt im Jubiläums-



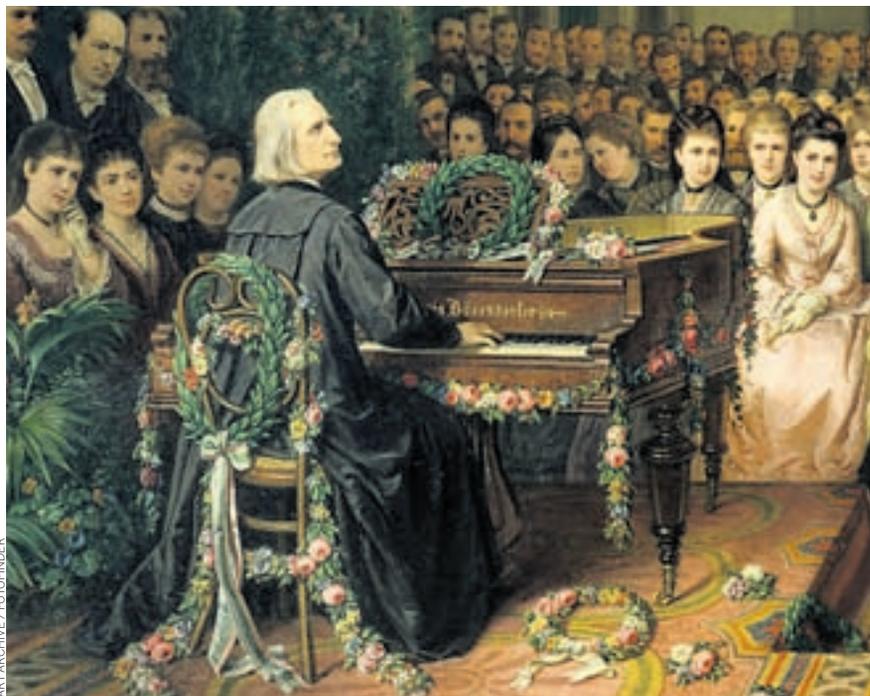
jahr mit einer überarbeiteten Neufassung auf. Bei ihr kommt der musikalisch interessierte Leser auf die Kosten, und falls ihn der betuliche Tonfall nicht abschreckt, eröffnet sich Aufschlussreiches in Liszts später, weitgehend unbekannter Musik und deren Machart. Etwa in der von ihm genannten «Bagatelle ohne Tonart» (Mephisto-Walzer Nr. 4/b), in welcher der Komponist «selbsterfundene Tonleiter-Strukturen und von diesen abgeleitete Akkorde» anwendet oder das dissonante «Schlüssel-Motiv», das die vier Richard Wagner gewidmeten Klavierstücke «zusammenknüpft».

Michael Stegemann, bekannt als Biograf etwa Glenn Goulds, deutet Franz Liszt als «Genie im Abseits» und unternimmt den Versuch, nach den Gründen der Entwertung Liszts und seiner Musik zu forschen. Bei Liszt ist kein Personalstil im Sinne der Kontinuität festzumachen, und seine achthundert greifbaren Kompositionen verweigern sich konsistenten Entwicklungslinien. Der Wiedererkennungseffekt ist gering und die Vermählung von Banalem und Sensationellem – etwa die als «Liszt-Sequenzen» bezeichnete «schablonenhafte Wiederholung» einzelner Motive – risikoreich. Stegemann räumt Liszts Musik den Raum ein, der ihr gebührt und macht sich als Vermittler kompositorischer Vorgänge stark. Weniger überzeugend ist der psychologisierende Ansatz und die damit verbundene Auflistung von Schuldfragen. Dass die Frauen seines Lebens – Marie d'Agoult und Carolyne von Sayn-Wittgenstein – Liszts «Verhängnis» waren und die «Demontage» ins Rollen brachten, wird einmal mehr ins Feld geführt.

Kompakte Information

Wer schnörkellos informiert werden will, greift zum Taschenbuch Dömlings. Der emeritierte Professor für Musikwissenschaft hat auf einen seiner Forschungsschwerpunkte zurückgegriffen und schafft es, kurz und bündig Wesentliches über Leben und Werk zu vermitteln. Zwischen den leichtfüßig sich lesenden Zeilen sickert auch Humor durch, und der Autor bewahrt stets genügend Distanz zu sich selbst und seinem Gegenstand. Der Raidinger Meierhof im Westen des Königreichs Ungarn, wo «Franzi» aufwuchs, «war ein ehemaliger Adelssitz (Edelhof), auf das 16. Jahrhundert zurückgehend – das einzig respektable Anwesen im Ort». Keine Rede also von «armseligem Schafhirtenthaus» oder «bescheidenem Bauernhäuschen», wie manche Liszt-Biografen noch heute meinen.

Dass alle vier Darstellungen der Konvention des chronologischen Erzählens folgen, mag mit der Herkunft der Autoren zu tun haben. Von den Angelsachsen und ihrem souveränen Umgang mit der Königsdisziplin Biografie ist auf dem europäischen Festland immer noch manches zu lernen. ●



Franz Liszt (1811–1886) beim Klavierspiel vor der kaiserlichen Familie in Wien. Nach seinen Höhenflügen wird der Komponist Priester in Rom.

Geschichte Eine Zürcher Dissertation bereitet Quellen mutterrechtlicher Vorstellungen auf

Wie die Wissenschaft den Glauben an das Matriarchat relativiert

Meret Fehlmann: Die Rede vom Matriarchat. Zur Gebrauchsgeschichte eines Arguments. Chronos, Zürich 2011. 471 Seiten, Fr. 68.-.

Von *Beatrix Mesmer*

Die Kontroverse um den Weltkongress für Matriarchatsforschung, der dieses Frühjahr in St. Gallen stattgefunden hat, macht deutlich, wie schwierig es für Aussenstehende ist, diesen Flügel des Radikalfeminismus einzuordnen. Die Zürcher Dissertation von Meret Fehlmann bietet hier eine verlässliche Orientierungshilfe: Sie zeigt auf, aus welchen Quellen die mutterrechtlichen Vorstellungen schöpfen und wie die aus einer breiten Palette wissenschaftlicher Disziplinen übernommenen Theorien im Laufe der Zeit von ganz verschiedenen Bewegungen zu einer identitätsstiftenden «Gebrauchsgeschichte» verarbeitet worden sind.

Wie die Autorin feststellt, handelt es sich beim vielstimmigen Reden über das Matriarchat um eine Ursprungserzählung, die zugleich eine Widerstandserzählung gegen die herrschenden Zustände ist.

Der Diskurs über die soziale Organisation früher menschlicher Gemeinschaften lässt sich ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen, als die Rezeption der naturwissenschaftlichen Evolutionstheorie Ethnologen und Rechtshistoriker eine analoge Entwicklung im kulturellen Bereich annehmen liess.

Von Berichten über aussereuropäische indigene Völker schloss man auf die eigene Vergangenheit, als Ursprung der Zivilisation wurde eine matriachale Struktur postuliert. Gestützt wurde diese These durch Religionswissenschaft und Archäologie, die als dominierenden Kult die Verehrung einer grossen Göttin als Spenderin von Leben und Fruchtbarkeit ansahen und die bei archäologischen Ausgrabungen gefundenen weiblichen Figuren entsprechend interpretierten.

Erinnerungen an das Matriarchat fanden Volkskundler in Sagen und Märchen, bei zaubermächtigen Feen und vor allem bei den Hexen, während die Tiefenpsychologie sie im Unterbewusstsein und als Archetypus aufspürte. Dass sich der Glaube an das Matriarchat als glückliche und gewaltlose Zeit rasch verbreitete, ist auf die Rezeption der Fachliteratur in populärwissenschaftlichen und zum Teil fiktionalen Publikationen zurückzuführen.

Wie Meret Fehlmann nachweist, bezog sich nicht nur die Frauenbewegung zur Legitimation ihrer Forderungen auf das frühgeschichtliche Matriarchat. Für Sozialreformer war es ein Beleg dafür, dass die gesellschaftlichen

Machtverhältnisse sich verändern liessen, dass anstelle eines patrilinearen auch ein matrilineares Familiensystem denkbar sei. Für konservative und völkische Kreise war es dagegen ein Beweis für die überzeitliche Geltung der Mutterschaft als vorrangige Bestimmung der Frau.

Kontrovers diskutiert wurde die Frage, wie es zur Ablösung des Matriarchats durch das Patriarchat kommen konnte, wobei in der Regel eine Überlagerung oder Unterwerfung der friedlichen Mütterwelt durch gewalttätige männliche Invasoren angenommen wurde.

Über den Zeitpunkt dieses Geschehens gibt es verschiedene Theorien, die originellste ist sicher diejenige, die ihn



mit den frühnezeitlichen Hexenverfolgungen in Verbindung bringt. Dass in Teilen der neuen Frauenbewegung eine Identifikation mit den Hexen stattfand, die angeblich die Weisheit und die Kulte der matriachalen Vergangenheit bewahrt hatten, stärkte die Abwehr gegen das noch immer als Feindbild stilisierte Patriarchat.

Die Betonung einer durch Rituale vermittelten weiblichen Spiritualität verfestigt das überkommene Konzept naturgegebener Geschlechtscharaktere und steht ganz im Widerspruch zur heute geltenden Gleichstellung von Frau und Mann. ●

Beatrix Mesmer ist emeritierte Professorin für Schweizer Geschichte der Universität Bern.

Abfall Leben mit den Überresten der Zivilisation



Eine Ameisenstrasse schmaler dunkler Männer bewegt sich bei Ebbe auf das Schiffswrack zu, über ihren Schultern ein Seil, mit dem sie ein schweres Stück Eisen auf den Strand ziehen werden. Das Bild stammt aus dem Jahr 1992. Der Strand von Alang im nördlichen Indien war damals die grösste Abwrackwerft der Welt, Zentrum der Verschrottungsindustrie für Schiffe. Der Genfer Fotograf Didier Ruef hat sich seit Jahren dem Thema Abfall verschrieben, den sichtbaren Zivilisationsresten ebenso wie dem unsichtbaren Abfall der atomaren Verstrahlung. Ein grosser Bildband versammelt nun 20 seiner

fotografischen Essays aus zwei Jahrzehnten, die sich jeweils einer Gruppe von betroffenen Menschen widmen. Ob Müllverwerter in Manila, Autoverschrotter in Norditalien, Ingenieure einer Entsorgungsanlage für Chemiewaffen in Utah (USA), Computerzerleger in China oder kranke Menschen im Atomwaffen-Testgelände in Kasachstan: Didier Ruefs Foto-Essays sind soziohistorische Dokumente einer Welt, die mit ihrem Abfall kämpft. Kathrin Meier-Rust
Didier Ruef: Recycle. Edizioni Casagrande, Bellinzona 2011. 320 Seiten, Fr. 85.-.

Psychiatrie Die Brautbriefe zwischen Martha Bernays und Sigmund Freud zeigen beide als starke Persönlichkeiten mit ganz neue Seiten

Eifersüchtig Liebender

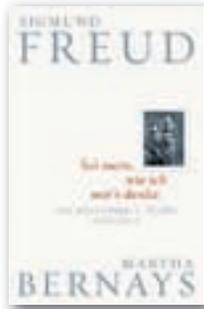
Sigmund Freud, Martha Bernays: Sei mein, wie ich's mir denke. Die Brautbriefe Bd. 1, Juni 1882–Juli 1883. Hrsg. Gerhard Fichtner, Ilse Grubrich-Simitis, Albrecht Hirschmüller. S. Fischer, Frankfurt 2011. 625 Seiten, Fr. 63.90.

Von Sabine Richebächer

Martha Bernays und Sigmund Freud kannten einander erst wenige Wochen, bevor sie sich am 17. Juni 1882 heimlich verlobten. Die 20-jährige Braut kam aus einer deutsch-jüdischen Gelehrtenfamilie; ihr Vater, ein Kaufmann, hatte Konkurs gemacht und war verstorben, sodass sie keine Mitgift hat. Der 26-jährige Bräutigam hatte beim Medizinstudium gebummelt; jetzt macht er vielversprechende neuro-histologische Studien am Physiologischen Institut in Wien; er ist völlig mittellos und wohnt bei seiner verarmten Familie.

Briefe mehrmals täglich

Gerade einmal zwei Tage nach der heimlichen Verlobung muss Martha Bernays mit Mutter und Schwester für die Sommermonate nach Wandsbek bei Hamburg reisen. Im Frühsommer 1883 – die Verlobung ist inzwischen bekannt gegeben – übersiedeln die Bernays ganz nach Wandsbek. Ehe sie sich kennen lernen, als Paar finden können, sehen die Verlobten sich den Härten einer Trennung von unvorhersehbarer Dauer ausgesetzt, der sie mithilfe von mitunter mehrmals täglich geschriebenen, einander überholenden Briefen zu begegnen suchen. «Such a torture», so wird noch die 86-jährige Martha Freud diese Situation im Rückblick charakterisieren.



Sigmund Freud und Martha Bernays schrieben sich 1500 Briefe während ihrer vierjährigen Verlobungszeit. Hier das Verlobungsbild von 1882.



EVERETT COLLECTION / KEystone

Politik Winfried Kretschmann, Deutschlands erster grüner Ministerpräsident, locker porträtiert

Umweltschützer mit Schwaben-Gen

Peter Henkel, Johanna Henkel-Waidhofer: Winfried Kretschmann. Das Porträt. Herder, Freiburg i. Br. 2011. 160 Seiten, Fr. 21.90.

Von Urs Rauber

Sechzehn Tage nachdem in Japan ein Tsunami den Atommeiler von Fukushima überrollt hat, spült im deutschen Bundesland Baden-Württemberg eine politische Monsterwelle jene Kraft in die Regierung, die total auf Atomausstieg setzt. «Auch das ist Globalisierung», leitet das badensische Journalistenpaar Peter und Johanna Henkel sein rasch und locker geschriebenes Buch ein, das zwischen der Landtagswahl vom 27. März 2011 und der Vereidigung Winfried Kretschmanns als erster grü-

ner Ministerpräsident Deutschlands am 12. Mai entstanden ist. Ein Porträt, das dennoch in die Tiefe geht, zurück in die Anfänge der Protestpartei, ins katholische Elternhaus Kretschmanns, in seine Heimat, die Donau-Quellregion.

Dass der 63-jährige Winfried Kretschmann mit dem weissen Bürstenhaarschnitt und den schweren Augenlidern so landesväterlich wirkt, ist keine Attitüde. «Kretsch» war in seinen 30 Jahren politischen Engagements bei den Grünen weder linker Ökofreak noch Strassenkämpfer wie Joschka Fischer. Sondern immer ein Wertkonservativer aus dem südbadischen Sigmaringen. Ein Lehrer, der an den Dialog mit dem Bürger glaubt, dabei gerne und ausführlich redet. Kein Volkstribun, eher ein Langweiler, mit einem Zug ins Libertäre. Ein prinzipientreuer, frommer Mann, der



sich gar dem Papst nahe fühlt. Doch stets war der Pädagoge auch mit «einer ordentlichen Portion Rauflust» ausgestattet, wenn es um die Natur geht.

Seine zwei Jahre Mitgliedschaft im Kommunistischen Bund Westdeutschlands zu Beginn der Siebzigerjahre sieht Kretschmann heute als «schweren Irrtum». Mit Überzeugung bekennt er sich hingegen zu seinen philosophischen Lehrmeisterinnen Hanna Arendt und Jeanne Hersch. Henkel und Henkel beschreiben, wie der Grüne das typische Schwaben-Gen in sich trägt, das ihn mit Christdemokraten verbindet: Fleiss und Sparsamkeit. «Wir haben viel von Ihnen gelernt», erklärte er einmal dem früheren Ministerpräsidenten Lothar Späth. Hätte das Wahlpech die CDU im Frühling weniger stark getroffen, wäre Kretschmann wohl lieber Juniorpartner

Der Briefwechsel zwischen Martha Bernays und Sigmund Freud während ihrer vierjährigen Verlobungszeit ist mit 1500 Dokumenten die umfangreichste seiner Korrespondenzen. Dass sie getretet und 1939 ins Londoner Exil mitgenommen worden war, wusste man lange nur im engsten Familienkreis. Als ihre Existenz sich unter den Spezialisten herumsprach, wurde der Mythos «Die Brautbriefe» geschaffen. 1960 veröffentlichte Ernst Freud, jüngster Sohn von Martha und Sigmund Freud, eine Auswahl von 93 Dokumenten aus der Verlobungszeit: sie zeigen Freud als zärtlichen, glücklichen Liebenden, als überragenden Schilderer von Kunstwerken, Städten und Landschaften, von Persönlichkeiten und Institutionen. Dabei war Ernst Freuds Briefauswahl auf die Ausparung alles Düsteren, Abgründigen, Verstörenden hin angelegt; und auch die Braut bleibt stumm. Die Anthologie wurde seinerzeit begeistert rezipiert und sozusagen über Nacht wurde Freud einer breiten Öffentlichkeit als überragender Briefschreiber bekannt.

Martha mit neuer Stimme

Die Psychoanalytikerin Ilse Grubrich-Simitis und die Medizinhistoriker Gerhard Fichtner und Albrecht Hirschmüller, alle drei versierte Freud-Forscher, arbeiten seit über zehn Jahren an der Herausgabe aller Brautbriefe. Die Edition ist auf fünf Bände angelegt und soll alle Informationen bereitstellen, die der Leser zum Verständnis benötigt. Band I der Brautbriefe ist nun erschienen. Wir lernen einen ganz neuen Freud kennen, einen verstörten, jungen Mann, düster, schroff, von grosser, innerer Verletzlichkeit, dabei auf unbedingte Offenheit und Wahrheitsliebe bedacht. Die in der bisherigen Freud-Biografie stets blasse Hintergrundfigur von Martha Bernays tritt gründlich verändert hervor: Mit ihren Briefen erhält sie eine unerwartet farbenreiche, kräftige Stimme, literarisch versiert, voller Humor und zärtlicher Vernünftigkeit – all das wird sie gut brauchen können, um mit den Stimmungsschwankungen des Bräutigams

während der ersten beiden Jahre der Verlobungszeit umzugehen. «Ich sehe in Deiner Liebe den einzigen festen Punkt in meinem Leben, denn dass Du mich liebst, das weiss ich, und dass ich tauglich bin, in der Wissenschaft Wertvolles zu leisten, das hoffe ich nur...», schreibt Freud ihr wenige Tage nach der Verlobung, um sie im nächsten Moment zu quälen mit seinem tyrannischen Anspruch auf Ausschliesslichkeit – «Sei mein, wie ich's mir denke», mit Selbstmorddrohungen und wilder Eifersucht auf Familienangehörige und vermeintliche Rivalen. Die Zwanzigjährige reagiert verletzt und ratlos, begreift aber intuitiv die innere Gefährdung des Mannes. Liebend und zunehmend selbstsicher besteht sie auf ihrem Anderssein: «Dann willst Du, ich solle Dich rücksichtslos lieb haben, das gibt's nicht, Liebster, für mich wenigstens nicht. Für mich ist Liebe und Rücksicht eins.»

Die Brautbriefe sind ein eigentliches Universum, das auf unterschiedlichste Weisen gelesen werden kann: Sie dokumentieren Mentalitäts- und Wissenschaftsgeschichte einer ganzen Epoche, Selbstverständnis und Alltagswirklichkeit der Mittelschicht, insbesondere des zentraleuropäischen Judentums, die Funktionsweise des Wissenschaftsbetriebes. Die Freud-Biografie wird um einzigartiges Quellenmaterial aus seiner voranalytischen Zeit bereichert, wo sich die Entwicklung des Neurowissenschaftlers Freud zur späteren Psychoanalyse als einer Wissenschaft der unbewussten seelischen Prozesse bereits andeutet. Überraschend ist, dass diese Vorformulierungen im Dialog mit Martha Bernays entstehen, welche im Briefwechsel auch als Erste den Begriff «unbewusst» verwendet.

Vor allem aber entfaltet sich im intimen Zwiegespräch der beiden Liebenden facettenreich und berührend einer der schönsten Liebesbriefwechsel der Weltliteratur, wobei die Braut ganz wesentlich zum schliesslichen Gelingen einer gefährdeten Liebe beiträgt. ● Sabine Richebächer lebt als Psychoanalytikerin und Autorin in Zürich.

Tagebuch Das Notizheft Mani Matters aus dem Jahr 1968 stimmt traurig Ihm kam es auf die Details an



Mani Matter: Das Cambridge-Notizheft. Tagebuch 1968. Zytglogge, Oberhofen 2011. 135 Seiten, Fr. 29.–.

Von Kathrin Meier-Rust

«Dass unser kleines, reiches Land wichtigere Aufgaben hätte als das Bankgeheimnis zu verteidigen und deutschen Industriemagnaten ein Steuerparadies abzugeben...» Schade, dass Mani Matter kein Lied gemacht hat aus diesen Zeilen! Jedes Schweizer Schulkind würde sie heute singen. Geschrieben hat er sie vor über 40 Jahren in einem Notizheft aus dem Jahr 1968, als er mit seiner jungen Familie in Cambridge weilte und an seiner Habilitation arbeitete.

Das Kinoull Note Book, das nun fast 40 Jahre nach Mani Matters Tod zum ersten Mal erscheint, ist ein schmales Bändchen, aber es schliesst eine grosse Lücke, da ausgerechnet das Jahr 1968 in den bisher edierten Sudelheften fehlt. Tatsächlich setzt das Cambridge-Tagebuch im Mai 68 mit der Studentenrevolte ein: Richtig an «den Leuten, die nach Revolution rufen», sei «das Anrennen gegen den Immobilismus», schreibt Matter. Doch «Revolution – und was dann? Man verweist auf Marx und glaubt sich weiterer Details enthoben. Aber gerade auf die Details kommt es an.»

Auf die Details kam es Mani Matter immer an, das wird in diesen gedankenreichen Notaten überdeutlich. Auch wenn es die Details sind, die dann in die Ambivalenz führen. Etwa in den langen Passagen zur Totalrevision der Bundesverfassung, die dem politisch hellwachen Matter auch fern von Bern keine Ruhe lässt. Einerseits hält er das Unternehmen für Selbstbetrug: «Man glaubt etwas zu tun, indem man betriebsam ist.» Aber dann listet er doch säuberlich einen Katalog von Postulaten auf: Recht auf Bildung, Bürgerrecht, Berufsparlament, Verbandsrecht.

Auch Liedentwürfe sind da, literarische Skizzen, Gedanken zu Beruf und Berufung: «Nein, ich glaube doch einfach: das Singen ist das Beste an mir, so wenig es ist.» Doch das wohl erstaunlichste am Notizheft ist der Raum, den ein Thema einnimmt, das im Jahr 68 wahrlich nicht populär war: die Frage nach Gott. Matter war nicht gläubig, doch er las die grossen Theologen, vor allem Karl Barth, und liess sich intensiv von dessen Fragen bewegen. «Denn so einfach, wie es sich's der Russell macht, ist es dann doch nicht.»

Und weil fast nichts einfach ist, stimmt das kleine Notizbuch samt dem wunderbar klugen Essay von Urs Frauchiger so traurig. Für einmal nicht der Lieder wegen, die Matter vielleicht noch geschrieben hätte. Sondern weil die Schweiz diesen intellektuellen Kopf noch lange gebraucht hätte. ●

einer schwarz-grünen Koalition geworden, als das schwierige Bündnis mit der SPD anführen zu müssen.

Denn zu den Roten unter Finanzminister Nils Schmid haben die Grünen unüberbrückbare Differenzen, wie der Streit um «Stuttgart 21» zeigt. Während die SPD mehrheitlich das Bahnhof-Projekt befürwortet, kämpfen die Grünen mit Kretschmann strikt dagegen. Mit der Sanierung des Haushalts, der Energie- und Bildungspolitik, den Sorgen der Autoindustrie und der Aufnahme von Flüchtlingen stehen dem grünen Ministerpräsidenten weitere Streitpunkte ins Haus. Bereits zweifeln Weggefährten wie Elmar Braun, der vor 20 Jahren als erster grüner Bürgermeister in Deutschland gewählt wurde, am Erfolg. Er hält es für möglich, dass die Grünen 2013 dort landen, wo heute die FDP steht: bei

fünf Prozent Wähleranteil; diese Regierung ziehe «endlosen Unmut» auf sich, da sie nicht zur «Tiefengrammatik» des deutschen Musterländles passe.

Die Verfasser begegnen dem Porträtierten mit grossem Wohlwollen, prophezeien indes, dass der Zauber des Regierungsbündnisses bald verfliege. Ob Kretschmann dann von der Villa Reitzenstein, dem Regierungssitz hoch über Stuttgart, hinunter zu seinen Bürgern steigt, um ihnen zuhören, aber auch um ihnen durch geduldiges Überzeugen Zumutungen abzuverlangen, bleibt offen. Immerhin – so Henkel und Henkel – stehe mit Kretschmann einer an der Spitze des Landes, «der integer ist, klug und weit mehr auf das Wohl des Gemeinwesens bedacht als auf das eigene». Das sei in Zeiten der Politikverdrossenheit doch schon viel. ●

Nationalsozialismus Die Prozesse gegen John Demjanjuk dürften die letzten ihrer Art sein

Der KZ-Wächter

Heinrich Wefing: Der Fall Demjanjuk. Der letzte grosse NS-Prozess. C. H. Beck, München 2011. 231 Seiten, Fr. 32.90.

Von Fritz Trümpi

Der Prozess sei zwar entschieden, aber nicht abgeschlossen – wie zutreffend dieses Fazit am Ende seiner Erörterungen des «Falles Demjanjuk» ist, konnte der Autor bei der Niederschrift dieses Buches höchstens erahnen. Denn keine zwei Monate nach dessen Erscheinen und nach der Verurteilung des 91-jährigen John Demjanjuk in München wegen Mittäterschaft an der Ermordung von «mindestens 27 900 Juden» im Vernichtungslager Sobibor zu fünf Jahren Haft, wurde bekannt, dass neuerlich Ermittlungen gegen den ukrainischen KZ-Wächter im Gange seien – wegen mutmasslicher Beihilfe zum Mord im KZ Flossenbürg.

Wefings Darstellung des «Falles Demjanjuk» behandelt zum einen den Münchner Prozess, zum anderen liefert der Autor aber auch eine Biografie des Iwan Demjanjuk (der seinen Vornamen nach seiner Einreise in die USA 1945 in John umbenannte) sowie eine Übersicht über die jahrzehntealte Prozessgeschichte: Demjanjuk stand seit 1977 immer wieder im Fokus von Ermittlungen und sass insgesamt elf Jahre in Haft – zunächst in den USA, später in Israel, und seit Mai 2009 in Deutschland.

Auslöser der Ermittlungsserie war eine 1975 in Umlauf gebrachte Liste mit mutmasslichen NS-Kriegsverbrechern ukrainischer Herkunft, die sich in den USA niedergelassen hatten. Demjanjuk

wurde daraufhin der Prozess gemacht. Zunächst wurde er für den berüchtigten «Iwan den Schrecklichen» gehalten, der grausamer Verbrechen in Treblinka beschuldigt wurde. Dieses Urteil wurde vom israelischen Supreme Court 1993 zwar aufgehoben, doch 2008 rollte ein umtriebiger Ermittler aus Deutschland den Fall abermals auf und erreichte drei Jahre später Demjanjuks Verurteilung in München.

In seiner Darstellung dieser Prozessgeschichte weist Wefing zwar zu Recht auf die zahlreichen Unsicherheiten hin, mit denen sich die Gerichte bezüglich der Identität und der Einsatzorte Demjanjuks immer wieder konfrontiert sahen. Er tut dies aber mit erstaunlichem Nachdruck, sodass sich sein Bemühen um Unvoreingenommenheit bisweilen ins Gegenteil verkehrt: Demjanjuk tritt auffallend oft als Opfer der historisch-politischen Verhältnisse und vermeintlich unsauber ermittelter Gerichtsanklagen in Erscheinung.

Wefing, der für die «Zeit» über den Münchner Prozess berichtete, rechtfertigt dies damit, dass man über Demjanjuk eben nicht erzählen könne, ohne über Ambivalenzen zu schreiben, «über Gefühle, die schwanken zwischen Abscheu und Mitleid». Dass gefühlte Ambivalenzen aber historisch und juristisch fundierte Analysen nicht ersetzen können, ist auch dem Autor bewusst. Seine Prozessdarstellung will er darum ausdrücklich nicht als «wissenschaftliche Studie», sondern vielmehr als «ausführliche Gerichtsreportage» verstanden wissen. Und als solche lohnt sich die Lektüre. Wefing führt in zahlreiche Details der Prozesse ein und liefert vor



John Demjanjuk wird am 4. Mai 2011 in den Gerichtssaal in München gefahren.

dem Hintergrund des Münchner Urteils erhellende Einsichten in die Praxis der deutschen Nachkriegsjustiz. Dabei rührt er mitunter an grundlegende Fragen: «Wie lässt sich das Charakteristische des Holocaust mit den Mitteln des Strafrechts erfassen? Wie lässt sich das Industrielle des Tötens anklagen?»

Vor dieser Fragekulisse erkennt Wefing in der Anklage des Münchner Prozesses einen Paradigmenwechsel: Entgegen der bisherigen Rechtsprechung, nach welcher für eine Verurteilung eine individuelle Tat nachweisbar sein musste, wurde nun der KZ-Wachdienst an sich bereits als Beteiligung am Massenmord eingestuft. Für die NS-Kriegsverbrecherprozesse kommt diese Anklagestrategie viele Jahre zu spät: Demjanjuk war der erste und wird zugleich der letzte gewesen sein, der auf diese Weise für seine Mitbeteiligung an den NS-Verbrechen verurteilt werden konnte. ●



Alpinismus Oswald Oelz im Spagat zwischen Spitzenmedizin und Gipfelstürmerei

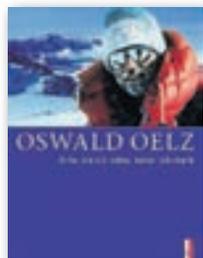
So schön kann Leben sein

Oswald Oelz: Orte, die ich lebte, bevor ich starb. AS, Zürich 2011. 240 Seiten, Fr. 58.–.

Von Klara Obermüller

Wer unter Höhenangst leidet, sollte von diesem Buch die Finger lassen. Alle anderen werden sich von der Bergbegeisterung des Autors anstecken lassen. Oswald Oelz legt in seiner jüngsten Publikation prächtige Fotos alter und neuer Touren und Kletterpartien vor, die er im Textteil erzählend, kommentierend, räsonierend begleitet. Text und Bild ergeben eine Art Lebensbericht, der Bilanz und Abschied in einem ist.

Oswald Oelz stand auf dem Dach der Welt, er hat die «Seven Summits» bezwungen und sich als Chefarzt einer



grossen Klinik bewährt. Mittlerweile geht er auf die siebzig zu und muss erfahren, dass auch ihm Grenzen gesetzt sind. Deshalb wohl dieses Buch: Oelz legt Rechenschaft ab. Er sonnt sich im Glanz vergangener Taten und freut sich an dem, was noch immer möglich ist. Über allem aber steht die bange Frage: Wie lange noch?

«Orte, die ich lebte, bevor ich starb», der grammatikalisch eigenwillige Titel deutet es an: Das Bergsteigen war für Oswald Oelz mehr als nur Ausgleich zur «überregulierten Plastikwelt» des Spitalalltags, wie er es nennt. Es war für ihn immer auch eine existenzielle Erfahrung, eine Form intensiven Erlebens, die er brauchte, um zu wissen: Ich bin da. «So schön kann Leben sein», heisst es mehr als einmal, nachdem ein Gipfel er-

reicht oder eine Wand bezwungen ist. Dass der Tod dabei als ständiger Begleiter mitgeht, weiss Oelz durchaus und rühmt sich doch, wenn er ihm wieder einmal von der Schippe gesprungen ist – ein Widerspruch, der die Lektüre des Buches faszinierend macht.

Oswald Oelz ist ein Getriebener, einer, der hoch hinaus will und immer wieder ans Limit gehen muss, um zu beweisen, dass es ihn gibt. Bescheidenheit ist seine Sache nicht. Er ist stolz auf seine Leistungen und zeigt sich gern und oft im Bild. An manchen Stellen aber ahnt man, dass sich hinter diesem Auftrumpfen auch eine dunkle Seite verbirgt. Lebensgier und Todesangst sind Geschwister, die diesen Mann wohl noch lange nicht zur Ruhe kommen lassen werden. ●

Wirtschaft Ruchlose Manager prägen den zweifelhaften Ruf der Hedge-Funds-Branche. Doch in ihrer Geschichte gibt es auch die Philanthropen und gewissenhaften Schwerarbeiter

Märchenhafte Triumphe und millionenschwere Verluste

Sebastian Mallaby: Mehr Geld als Gott.

Hedge Funds und ihre Allmachtsphantasien. FinanzBuch, München 2011. 603 Seiten, Fr. 46.90.

Von Sebastian Bräuer

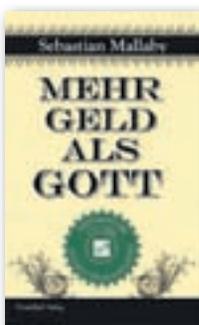
Wer Grossbanken Gehaltsexzesse vorwirft, wenn die Mitglieder der Führungsetage am Jahresende zweistellige Millionenbeträge kassieren, dürfte jetzt schlucken: Im Vergleich zu den persönlichen Jahresgagen erfolgreicher Hedge-Funds-Manager sind das Almosen. Im Jahr 2006 hätte der letztplacierte der 25 erfolgreichsten Branchenvertreter 240 Millionen Dollar verdient, schreibt Sebastian Mallaby im Eingangskapitel seines Buches «Mehr Geld als Gott». Die drei ersten kamen jeweils auf mehr als eine Milliarde Dollar.

Die Frage, wie einzelne Hedge-Funds-Manager solch gigantische Summen gewinnen, aber auch verlieren können, treibt nicht nur Laien um. Oft geht sie mit scharfen Vorwürfen einher: Die Männer (und die wenigen Frauen) agierten skrupellos, trieben Rohstoffpreise in die Höhe und ganze Länder in den Abgrund. Verteidiger der Branche verweisen solche Kritik wiederum ins Reich der Verschwörungstheorien. Differenziertere Auseinandersetzungen sind eher selten.

Umfassendste Chronik

Umso verdienstvoller ist der Ansatz Mallabys, Kolumnist bei der «Washington Post» und Senior Fellow am renommierten «Council on Foreign Relations»: Basierend auf hunderten Interviews, bisher unveröffentlichten Briefen und sogar Tagebucheinträgen beschreibt er die Entwicklung der Hedge-Funds von den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis heute. Im packenden, anekdotenreichen Erzählstil porträtiert er die wichtigsten Protagonisten und verzichtet dabei auf einseitige Wertungen. Das Ergebnis ist die bisher wohl umfassendste Chronik der Branche. Mit den nachgestellten Quellenangaben und Zusatzserklärungen, die sich über 90 Seiten erstrecken, dürfte das Buch zum Standardwerk werden.

Schon die erste Figur bricht mit manchem Klischee. Alfred Winslow Jones jobbte auf einem Trampdampfer, kämpfte im Untergrund gegen die Nazis und feierte Parties mit dem Schriftsteller Ernest Hemingway, bevor er sich den Finanzmärkten zuwandte. Der Branchenpionier sicherte sich gegen allgemeine Aktienmarktbeugungen ab, indem er



Der schwerreiche Investmentbanker George Soros zwingt nicht nur Banken in die Knie, er ist auch grosser Philanthrop.

sowohl auf steigende als auch auf fallende Kurse setzte (Hedging). Und er erhöhte die Gewinne, indem er nicht nur sein eigenes Geld einsetzte, sondern zusätzlich Kredite aufnahm (Leverage). Beides war stilprägend.

Es folgen Geschichten märchenhafter Triumphe und Episoden der Prasserei, wie bei Moore Capital-Gründer Louis Bacon, der sich mal eben eine eigene Insel kaufte. Doch eindrücklicher wirken die vielen Beispiele ungemein harter Arbeit und eiserner Disziplin. Die Manager leben oft mit der panischen Angst, falsch zu liegen, mit manischem Misstrauen gegenüber Kollegen und Rivalen, und in einem erbarmungslosen Konkurrenzkampf. Als Michael Steinhart von einem aufgelösten Mitarbeiter mit der Aussage konfrontiert wurde,

er wolle sich umbringen, habe der Firmengründer geantwortet: «Kann ich dir dabei zusehen?»

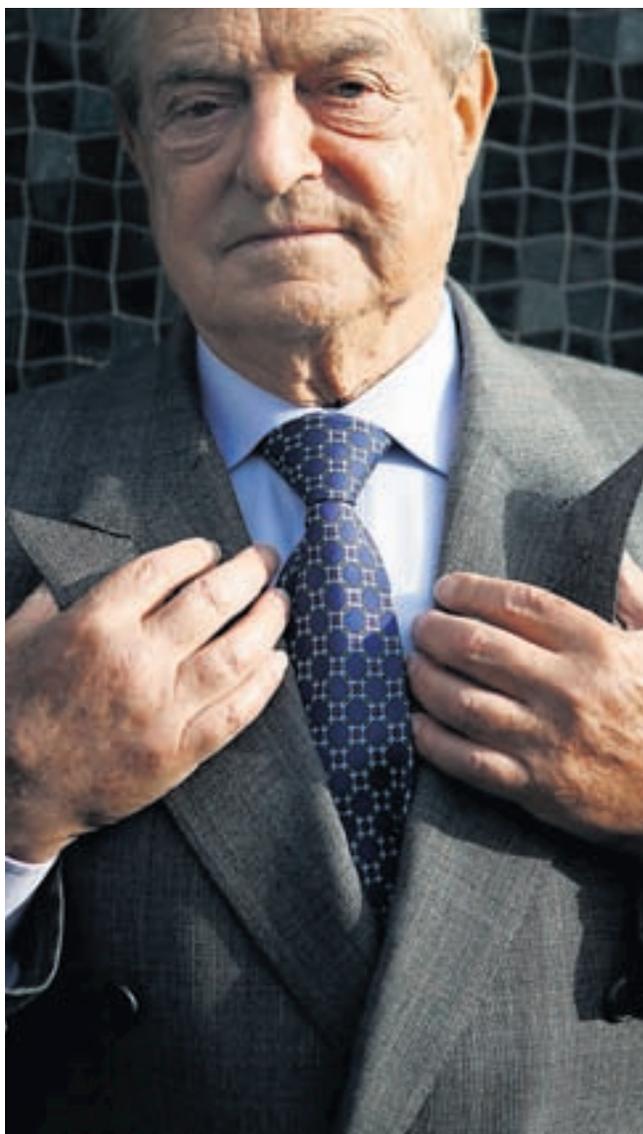
Minutiös schildert Mallaby die Ereignisse, auf denen sich der zweifelhafte Ruf der Branche gründet. Zum Beispiel, wie George Soros im Jahr 1992 die Bank of England in die Knie zwang. Das Britische Pfund war bis zu jenem Jahr über den europäischen Wechselkursmechanismus an die Deutsche Mark gekoppelt. Soros wettete mit milliardenschweren Verkäufen der Währung auf eine Abwertung. Die britische Zentralbank hielt mit Stützungskäufen dagegen. Als andere Spekulanten auf den Zug aufsprangen, stieg England aus dem Wechselkursmechanismus aus – und Soros war mehr als eine Milliarde Dollar reicher.

Weniger bekannt ist, dass der Branchenguru in seiner langen Karriere mehrere empfindliche Verluste wegstecken musste, dass er viel Geld und Zeit in philanthropische Projekte investierte – und dass er vor lukrativen spekulativen Attacken zurückschreckte, weil er negative gesellschaftliche Folgen fürchtete. Das Bild des ruchlosen Managers bröckelt nicht nur in diesem Fall.

Provokante Schlussfolgerung

Wäre es unter dem Strich dennoch richtig, Hedge-Funds stärker zu regulieren? Am Ende seines Buches hält Mallaby dieser weit verbreiteten Meinung ein provokantes, aber eindrückliches Argument entgegen. In den Jahren 2008 und 2009 mussten bekanntlich zahlreiche Grossbanken mit Steuergeldern gestützt werden, weil ihr Scheitern dramatische Folgen gehabt hätte. Für Hedge-Funds galt das nicht. Sie erlitten ebenfalls erhebliche Verluste, als die Finanzkrise eskalierte, einige verschwanden sogar – aber kein einziger musste vom Staat aufgefangen werden. Hedge-Funds überwachten ihre Risiken besser, folgert Mallaby. Sie würden Rückschläge schneller erkennen als ihre Rivalen. Daher sollten die Regierungen sie sogar fördern, damit sie mehr Risiken absorbieren. «Das wichtigste politische Rezept, das die Geschichte der Branche nahelegt, kann man in zwei Worten zusammenfassen: nicht regulieren.»

Wären da nicht all jene illegalen Marktmanipulationen, denen Mallaby in seinem Buch erstaunlich wenig Raum einräumt. Die Häufung von Insidertrading-Skandalen in den vergangenen Jahren verträgt sich schlecht mit Sebastian Mallabys kontroverser Forderung. Doch sein Buch lässt sich auch mit Gewinn lesen, ohne dass man die Schlussfolgerung teilt. ●



SANDRINE ROUIDIX / LE FIGARO MAGAZINE / ALF

Exilliteratur Der deutsch-amerikanische Germanist Hans Rudolf Vaget widmet Thomas Manns Jahren in den USA eine umfassende und kluge Darstellung

Ohne Heimat ist es ein melancholisches Dasein

Hans Rudolf Vaget: Thomas Mann, der Amerikaner. Leben und Werk im amerikanischen Exil 1938–1952. S. Fischer, Frankfurt 2011. 585 S., Fr. 37.90.

Von Arnaldo Benini

Am 15. September 1938, im Begriff, das Schweizer Exil zu verlassen und nach den Vereinigten Staaten überzusiedeln, hält Thomas Mann in seinem Tagebuch fest: «Unruhe und Ergriffenheit vor dem Abschluss dieser 5-jährigen Lebensperiode.» 14 Jahre später, am 27. Juni 1952, bei seiner Rückkehr nach Europa als amerikanischer Staatsbürger, notiert er: «Nervöse Spannung und Erregung.»

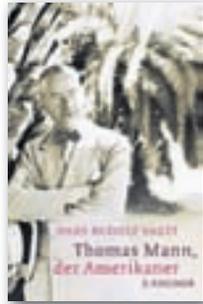
Nach der radikalen Weltveränderung hat sich an seinem von Enttäuschung, Bitterkeit und Beklemmung geprägten Gemütszustand wenig geändert. Diesen vierzehn Jahren, die Thomas Mann und seine Familie im amerikanischen Exil verbrachten, hat Hans Rudolf Vaget eine herausragende Studie gewidmet. Die Arbeit des deutsch-amerikanischen Germanisten überzeugt durch die umfassende Darstellung sowie die sichere und kluge Interpretation der Fakten.

Manns Überzeugungsarbeit

Thomas Mann hatte Deutschland 1933 verlassen. Vom plötzlichen Schicksal des Exils erschüttert, war es ihm zunächst schwergefallen, seine Haltung gegenüber der Heimat zu definieren, die immer mehr zum Land des Bösen wurde. Bei der Übersiedlung in die USA war Mann indessen zum frontalen Kampf gegen den Nationalsozialismus entschlossen. «Je fais la guerre», schrieb er 1941 an Agnes Meyer. Diese Entschlossenheit, mit allen publizistischen Mitteln gegen Hitler-Deutschland Krieg zu führen, ist der entscheidende Unterschied zwischen den amerikanischen und den schweizerischen Exiljahren, wie Vaget belegt.

In Artikeln, Essays und Hunderten noch in den entlegensten Winkeln des Landes gehaltenen Vorträgen wies Mann unermüdlich darauf hin, dass der Nationalsozialismus nichts mit der Freiheit, Gerechtigkeit und Bildung, dem Fortschritt und dem Optimismus der amerikanischen Gesellschaft zu tun hatte. Zu jener Zeit waren in den USA und in Europa noch viele davon überzeugt, Hitler betreibe zwar eine bizarre Diplomatie, sei aber keine Gefahr.

Nach Kriegsausbruch sah Mann seine Aufgabe darin, das isolationistische und dem Schicksal Europas gegenüber indifferente Land davon zu überzeugen, dass es sich hier nicht um eine europäische Angelegenheit, sondern um die «Ent-



Prangert im Exil den Nationalsozialismus an: Thomas Mann mit Frau Katia und Tochter Erika beim Tee in seinem Haus in Pacific Palisades (Kalifornien), 1951.



scheidungsschlacht der Menschheit» handle.

Die Intensität seiner Anstrengung beweist Manns Disziplin und Arbeitskraft. Er bemühte sich, sein «schlechthin kümmerliches English» zu verbessern, das er passabel erlernte. Dies erlaubte ihm, Vorträge zu halten und mit Hilfe von Frau und Tochter die Fragen des Publikums zu beantworten. «Wäre ich nur in die angelsächsische Kultur hinein geboren. Sans patrie ist es im Grunde ein melancholisches Dasein», seufzte er in einem Brief. Neben den Vortragstourneen beendete er die Joseph-Tetralogie, verfasste einen überaus raffinierten Roman über den alten Goethe, schrieb Novellen sowie eines der komplexesten literarischen Werke des vergangenen Jahrhunderts: «Doktor Faustus».

Passionierte Verehrerin

Albert Einstein, Arturo Toscanini und Thomas Mann waren in den USA die kulturellen und moralischen Leitfiguren der europäischen Opposition gegen den Faschismus. Hier betrachtete man den deutschen Schriftsteller als ernsthaften politischen Denker – anders als in Europa, wo er bis heute vielen als naiver und konfusier politischer Dilettant gilt.

Der Aufenthalt der vielköpfigen Mann-Familie wurde durch die Leidenschaft erleichtert, die Agnes Meyer für den Dichter hegte. Sie war eine einflussreiche und begüterte Journalistin deutscher Abstammung, ausgestattet mit einem gewaltigen Ego und verheiratet mit dem Besitzer der Tageszeitung «Wa-

shington Post». Die zügellose Passion der Verehrerin und die Strenge, mit der Thomas Mann sie auf Distanz hielt, sind Erika Mann zufolge «ein kleiner Roman in sich selbst». Vaget widmet der Konstellation mehrere äußerst erhellende Passagen. Die von ihm 1992 herausgegebene Korrespondenz zwischen den beiden ist neben den Tagbüchern die wichtigste Quelle zu Thomas Manns amerikanischen Jahren. Meyer verschaffte ihm die Stelle als «Lecturer in The Humanities» an der Universität von Princeton und die sinecure von «Honorary Consultant of the Library of Congress» in Washington. Darüber hinaus führte sie ihn in Kultur und Politik ein, war ihm bei Übersetzungen behilflich und organisierte Vortragsreisen. Einer einzigen Person so viel Dank zu schulden, verursachte ihm Widerwillen. «Sie zu lieben, mein Freund, ist eine hohe Kunst, die nicht jeder fertig bringt – ein komplizierter Solo-Tanz», schreibt ihm die verbitterte Verehrerin 1941.

1952 kehrte Thomas Mann nach Europa zurück. Das repressive Klima, das nach Roosevelts Tod einsetzte, hatte ihn erschüttert. Während Jahren war er vom FBI observiert worden, unter dem Verdacht, er sympathisiere mit dem Kommunismus. Allein die frühzeitige Abneigung gegen Hitler machte ihn dafür suspekt. Sein humanitäres Ideal war erneut verraten worden. Hans Vaget hat ein grossartiges Werk geschrieben – nach den oft spekulativen Beiträgen der jüngsten Thomas-Mann-Forschung eine wahre Wohltat. ●

Altertum Ein etwas spezieller Wanderführer

Roms antike Wege verliefen schnurgerade

Arnold Esch: Zwischen Antike und Mittelalter. Der Verfall des römischen Strassensystems in Mittelitalien und die Via Amerina. C.H. Beck, München 2011. 208 Seiten, Fr. 50.90.

Von Geneviève Lüscher

Wege und Strassen in Antike und Mittelalter – darüber hat Arnold Esch, emeritierter Professor für Mittelalterliche Geschichte und Archäologie, schon oft geschrieben: zum Beispiel 1997 «Römische Strassen in ihrer Landschaft» (Zabern-Verlag), oder 2003 «Wege nach Rom» (C.H.-Beck-Verlag). So ist man gespannt, was der Leserschaft diesbezüglich noch geboten werden kann.

Diesmal hat der Autor die wenig bekannte Via Amerina ausgewählt. Ärgerlicherweise fehlt im Buch eine Übersichtskarte, die dem Laien den Verlauf dieser Strasse in Mittelitalien und ihre Lage bezüglich des römischen Strassennetzes als Ganzes vor Augen führt. Von Rom aus zog sich die Via Amerina – zusammen mit der bekannteren grossen Via Cassia – nordwärts und trennte sich von dieser in Baccano. Als schmalere, eigenständige Lokalstrasse querte sie dann Mittelitalien, um nach 56 römischen Meilen (84 Kilometern) und Überquerung des Tibers bei Orte das heutige Amelia (einst Ameria) zu erreichen. Esch gliedert diese Strecke in sieben Abschnitte, die er im zweiten Teil seines Buches Meter für Meter abschreitet.

Der erste Teil des Buches ist allgemeinen Betrachtungen über das römische Strassenwesen gewidmet sowie

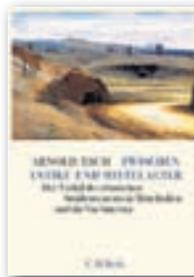
dessen Verfall und Nachleben im Frühmittelalter. Rom war nach dem 6. Jahrhundert nicht mehr der Nabel der Welt, neue Zentren entstanden, die nach anderen Verkehrsverbindungen verlangten. Vor allem grosse Fern- und Heerstrassen wie die Via Appia oder Flaminia verloren an Bedeutung. Einige Streckenabschnitte verfielen, andere überdauerten. Vor allem die massiven Kunstbauten – Rampen, Brücken, Felsarbeiten, Tunnel – waren aufwendig im Unterhalt. Solange der römische Staat funktionierte, wurden die Strassen regelmässig von Beamten inspiziert und gewartet. Einmal sich selbst überlassen, zerfielen sie rasch. Die oft konsequent schnurgerade antike Streckenführung, welche die vielen Kunstbauten nötig machte, wurde aufgegeben, der Weg dem Gelände angepasst. Da eine Regionalisierung stattfand, wurde der lokale, kleinräumige Verkehr wichtiger.

Die in römischer Zeit unbedeutende Via Amerina erfuhr eine Aufwertung. Sie wurde zum sogenannten «Byzantinischen Korridor» und verlängerte sich bis nach Perugia und schliesslich bis nach Ravenna (auch hier vermisst man die Karten). Andere Strassen erhielten eine neue Funktion: Aus der Heerstrasse Via Cassia beispielsweise wurde die Pilgerstrasse Via Francigena.

Der zweite Teil des Buches ist eine Art Wanderführer «mit Hinweisen zur Begehung im Gelände», denn Esch ist überzeugt: «Strassenforschung muss ins Gelände.» Nur hier lasse sich Landschaft in ihrem natürlichen und historischen Zusammenhang erleben, falle einem die schnurgerade lange Hecke



Von der Via Appia in der Nähe Roms haben längere Abschnitte überdauert. Die alten Römer würden sich über die heutigen Benutzer allerdings wundern.



auf, der letzte Rest einer aufgegebenen Strecke, oder der einsame Turm im Tal, der einst die heute verschwundene Strasse bewachte. Hier erst werde deutlich, wie die römische Strasse, weil sie den kürzesten Weg zum Ziel suchte, massiv in die Natur eingegriffen und Hindernisse überwunden habe. Das Mittelalter hingegen weiche Hindernissen aus und nehme die längere Strecke in Kauf.

So liest man mit Vergnügen die Wegbeschreibungen des Autors, verfolgt seine Suche nach Überbleibseln der Strassen im Gelände und hat eigentlich nur einen Wunsch: die Wanderschuhe hervorzukramen und die Landschaften Mittelitaliens zu erkunden, bevor der Zahn der Zeit schliesslich die letzten Spuren der römischen Strassen getilgt haben wird. ●

Jetzt mitmachen!

Der Prix Chronos ist Generationenprojekt, Leseanimation und Buchpreis in einem. Jung und Alt lesen und bewerten fünf spannende, lustige und ernste Geschichten.

PRIX CHRONOS 2012
Der Generationenbuchpreis von Pro Senectute



Weitere Informationen: in Ihrer Bibliothek, auf www.prix-chronos.ch oder unter Tel. 044 283 89 81

Nationalsozialismus Die Wiener und die Berliner Philharmoniker lagen stets im Wettstreit

Disharmonien zwischen Orchestern

Fritz Trümpi: Politisierte Orchester.

Die Wiener Philharmoniker und das Berliner Philharmonische Orchester im Nationalsozialismus. Böhlau, Wien 2011. 350 Seiten, Fr. 55.90.

Von Sabina Meier

«Die Propaganda für Wien ist besser als die Stadt selbst. Bei Berlin ist es umgekehrt; hier ist die Stadt besser, als die Propaganda, die für sie gemacht wird.» Goebbels Tagebucheintrag von 1942 bezog sich zwar auf einen Operettenfilm, bringt aber die Konkurrenz zwischen den Wiener und Berliner Philharmonikern im Nationalsozialismus auf den Punkt. Die beiden Orchester waren die Flaggschiffe des ehrgeizigen Kulturwettbewerbs zwischen Wien und Berlin.

Wie sie zu zentralen Instrumenten der Nazi-Propaganda aufgerüstet wurden, erkundet Fritz Trümpi in einer aus-

führlichen Studie, für die er als erster Aussenstehender das Archiv der Wiener Philharmoniker einsehen konnte. Das Fazit seiner akribischen Analyse: Die Politisierung der beiden Orchester hatte eine lange Vorgeschichte und war eng verbunden mit ihrem jeweiligen Image. Das Berliner Philharmonische Orchester orientierte sich ganz am wilhelminischen «Made in Germany»-Label. Von Anfang an konzertierte und reiste es häufig, man experimentierte mit neuer Technik und Vermarktung, wie etwa der Übertragung von Konzerten per Telefon. Vor allem aber bot das Programm zugleich bildungsbürgerliche Hochkultur und Unterhaltung für ein breites Publikum.

Die Wiener Philharmoniker dagegen lehnten populäre Konzerte kategorisch ab. Sie waren als Verein organisiert, dessen Mitglieder alle zugleich im Staatsopernorchester waren und bis heute sind. Ihr Markenzeichen war der tradi-



tionalistische, nostalgische und apolitische Topos der «Musikstadt» Wien.

Mit der Machtübernahme stiegen die Berliner Philharmoniker zum gehätschelten Reichsorchester auf und wurden mit der glamourösen Repräsentation des Reiches beauftragt. Den Wienern blieb nur übrig, ihren bewährten Wien-Bezug samt völkischer Geselligkeit zu vermarkten. Auf politischen Druck hin popularisierten sie ihr Repertoire immerhin mit der Strauss-Familie. Erstaunlicherweise zeigt das Repertoire bei beiden Orchestern aber keine wesentlichen Veränderungen: Die Nazis übernahmen den bürgerlichen Kanon eins zu eins für ihre Zwecke. Zwar stieg das Ansehen von Bruckner und Wagner, dies geschah jedoch vor allem durch ihre tendenziöse Stilisierung zu «deutschen» Komponisten.

Die Verstrickung der Orchester in die Nazi-Propaganda war komplexer, als man vermuten würde. ●

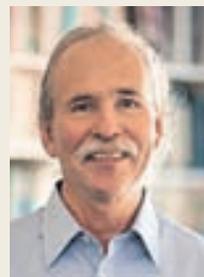
Das amerikanische Buch Vom Atlantik bis zum Pazifik – Mythos Eisenbahn

Auf das Stichwort «Union Pacific» dürften auch Europäern Szenen aus Hollywood-Klassikern wie diese einfallen: Am 10. Mai 1869 treiben Hammerschläge feierlich einen goldenen Schienennagel in eine Schwelle und stellen die erste Zugverbindung zwischen der atlantischen und der pazifischen Küste der USA her. Damit begann im Zentrum von Utah das Zeitalter der transkontinentalen Eisenbahnen, die den Aufstieg Amerikas als Industrienation und Weltmacht befördern sollten. So will es jedenfalls die von den «Transcontinentals» selbst beharrlich verbreitete Legende. Wie der Historiker **Richard White** in seiner imposanten Studie **Railroaded. The Transcontinentals and the Making of Modern America** (W. W. Norton, 660 Seiten) zeigt, bauten die Bahnen von Anfang an auf Legenden. Denn volkswirtschaftlich notwendig waren die vom Ende des amerikanischen Bürgerkrieges bis zur Jahrhundertwende gebauten Linien nicht.

Der Historiker erklärt das überzeugend zunächst aus der Tatsache, dass die Mehrheit der Bahnkonsortien keine Gewinne abwarfen und schon nach 1880 entweder in Konkurs gingen oder von Wettbewerbern übernommen wurden. White geht jedoch weiter: Die «Transcontinentals» waren nicht nur – abgesehen von der Union Pacific – überflüssig, sondern auch schädlich. Dies nicht nur für die um ihre Vermögen gebrachten Kleinanleger, die Bahnanleihen erwarben. Die Linien trugen zudem wesentlich zur Zerstörung der indigenen Kulturen, aber auch weiter Landschaften bei. White zeichnet die «Transcontinentals» als Spekulations-



Am 10. Mai 1869 trafen die beiden transkontinentalen Eisenbahnen in Utah zusammen. Autor Richard White (unten).



projekte korrupter Netzwerke aus Investoren und Politikern, die sich hektisch um die Rechtfertigung ihres Daseins und Einnahmequellen bemühten. Dazu lockten sie Landwirte und Viehzüchter in die von ihnen erschlossenen Gebiete. Doch westlich des 98. Längengrades erwiesen sich Getreideanbau oder Viehzucht als unmöglich und verheerend für karge Prärieböden. Von Kälte und Dürre hinweggerafft, erlitten grosse Rinderherden so bald ein ähnliches Schicksal wie die Bisons, die zu Millionen von über die Bahnen angereisten Jägern erlegt worden waren.

Doch der Verkauf des von der Regierung grosszügig an die Bahnen vergebenen Landes entlang der Trassen warf zunächst ebenso grosse Gewinne ab wie vorher die undurchsichtige Kapitalisierung der Linien durch Anleihen. Von diesen Transaktionen haben vor allem

Bahnbarone wie Leland Stanford oder Collis P. Huntington profitiert. Der kalifornische Handelsunternehmer Stanford brachte es so zu einem gewaltigen Vermögen, aus dem er 1885 das Gründungskapital der nach ihm benannten Elite-Universität in Palo Alto aufbringen konnte. White notiert ironisch, dass er selbst als Inhaber einer Stanford-Professur von den Missetaten der Bahnbarone profitiert. Die Universität hat ihm und seinen Doktoranden über mehr als zehn Jahre lang die Arbeit an «Railroaded» ermöglicht. Das Buch basiert auf Firmen- und Privatarchiven Stanfords und anderer Industrieller. Es bietet eine Fülle von Daten etwa über die Herkunft der Bahninvestoren oder die von den Transcontinentals beförderten Güter.

White erntet aber nicht allein dank der akribischen Recherche Bewunderung etwa bei der «New York Times», die Railroaded ein «wichtiges und starkes Buch» nennt. Viele Rezensenten stimmen seiner Kernthese zu, die Transcontinentals seien das Urmuster für die Machenschaften politisch gut vernetzter Finanzakrobaten, die Amerika und der Welt zuletzt mit der Krise 2008 erneut grossen Schaden zugefügt haben. Dies mag überzogen wirken, sollte den Leser jedoch nicht von der Reise in die Geschichte der Transcontinentals abhalten. Der echte Bahnfan kann sich danach der jüngst abgeschlossenen, dreibändigen Studie **Union Pacific** (Oxford University Press, 2006–2011) von **Maury Klein** zuwenden, der die letztlich dann doch erfolgreiche Geschichte dieser Bahnlinie bis heute fortschreibt. ●

Von Andreas Mink

Bahnhofsviertel Pulsierendes Leben



ANDREAS STIMPERT

Das Bahnhofsviertel von Frankfurt ist ein Quartier voller Gegensätze. Hier treffen Hochfinanz und Rotlicht-Milieu aufeinander, teure Hotels und Absteigen, türkische Imbissbuden und italienische Nobelrestaurants, indische Kramläden, Literaturverlage, Arztpraxen, Sex-Shops. Und auch das Kleingewerbe hat noch seinen Platz. Da arbeitet zum Beispiel ein arabischstämmiger Künstler, der zerbrochene Nippes

aller Art wieder repariert. Porzellanengel. Hasen. Putten. Hündchen. Ein geheimnisvoller Mann, der im Stillen viel Gutes tut. Hubert Spiegel hat ihn auf persönliche Weise porträtiert – in einem Sammelband, der alle Facetten des berühmt-berüchtigten Stadtteils in Text und Bild würdigt. **Manfred Papst** Jürgen Lentens, Jürgen Roth (Hrsg.): *Im Bahnhofsviertel*. B 3, Frankfurt 2011. 254 Seiten, Fr. 38.50.

Bestseller August 2011

Belletristik

- 1 Martin Suter: Allmen und der rosa Diamant.** Diogenes. 218 Seiten, Fr. 24.90.
- 2 Jussi Adler-Olsen: Erlösung.** DTV. 588 Seiten, Fr. 19.40.
- 3 Donna Leon: Auf Treu und Glauben.** Diogenes. 320 Seiten, Fr. 29.20.
- 4 Jussi Adler-Olsen: Schändung.** DTV. 458 Seiten, Fr. 19.70.
- 5 Paulo Coelho: Schutzengel.** Diogenes. 208 Seiten, Fr. 26.60.
- 6 Alex Capus: Léon und Louise.** Hanser. 320 Seiten, Fr. 24.60.
- 7 Susan E. Phillips: Der schönste Fehler meines Lebens.** Blanvalet. 448 S., Fr. 20.20.
- 8 Martin Suter: Allmen und die Libellen.** Diogenes. 208 Seiten, Fr. 24.10.
- 9 Petros Markaris: Faule Kredite.** Diogenes. 400 Seiten, Fr. 36.40.
- 10 Charlotte Roche: Schossgebete.** Piper. 282 Seiten, Fr. 19.90.

Sachbuch

- 1 Barney Stinson: Der Bro Code.** Riva. 200 Seiten, Fr. 14.90.
- 2 Barney Stinson: Das Playbook.** Riva. 176 Seiten, Fr. 15.90.
- 3 Corinne Hofmann: Afrika, meine Passion.** A 1. 288 Seiten, Fr. 34.90.
- 4 Heribert Schwan: Die Frau an seiner Seite.** Heyne. 320 Seiten, Fr. 30.90.
- 5 Bud Spencer, Carlo Perdersoni: Mein Leben.** Schwarzkopf & Schwarzkopf. 223 S., Fr. 30.50.
- 6 Rhonda Byrne: The Power.** Droemer/Knaur. 304 Seiten, Fr. 25.90.
- 7 Nina Puri: Langenscheidt Katze – Deutsch.** Langenscheidt. 128 Seiten, Fr. 16.90.
- 8 Duden. Die deutsche Rechtschreibung. 25. Auflage.** Brockhaus. 1216 Seiten, Fr. 48.90.
- 9 Katja Schneidt: Gefangen in Deutschland.** MVG. 285 Seiten, Fr. 25.90.
- 10 Juliane Koepecke: Als ich vom Himmel fiel.** Malik. 304 Seiten, Fr. 28.90.

Erhebung Media Control im Auftrag des SBVV; 16. 8.2011. Preise laut Angaben von www.buch.ch.

Agenda September 11

Basel

Donnerstag, 8. September, 19 Uhr

Iso Camartin: Im Garten der Freundschaft. Lesung, Buchvernissage, Fr. 17.-. Literaturhaus, Barfüssergasse 3, Tel. 061 261 29 50.



Dienstag, 13. September, 20 Uhr

Bänz Friedli: Wenn die mich nicht hätten. Lesung, Fr. 15.-. Vorverkauf. Thalia, Freie Strasse 32, Tel. 061 264 26 55.

Donnerstag, 15. September, 19 Uhr

Martin R. Dean: Ein Koffer voller Wünsche. Lesung, Fr. 17.-. Literaturhaus (s. oben).

Bern

Dienstag, 6. September, 20 Uhr

Nii Parker: Die Spur des Bienenfressers. Lesung, Fr. 15.-. Stauffacher Buchhandlung, Neuengasse 25/37, Tel. 031 313 63 63.

Montag, 12. September, 19.30 Uhr

Vollmondlesung im Botanischen Garten mit Milena Caderas, Yvonne Hauser, Els Jegen u. a. Gitarre: Ruth E. Weibel. Fr. 15.-. Berner Schriftsteller/-innen-Verein, Tel. 031 991 12 35.

Montag, 19. September, 20 Uhr

Viktor Parma, Oswald Sigg: Die käufliche Schweiz – Für die Rückeroberung der Demokratie. Lesung, Fr. 15.-. Thalia im Loeb, Spitalgasse 47/51, Tel. 031 320 20 20.

Zürich

Donnerstag, 1. September, 19 Uhr

Jost Auf der Maur: Söldner für Europa. Mehr als eine Schwyzer Familiengeschichte. Lesung und Gespräch. Landesmuseum, Foyer, Tel. 044 218 65 11.

Montag, 5., bis Donnerstag, 8. September, 20.30 Uhr

«Märli am See». Lesungen, mit Tobias Preisig, Violine, Fr. 35.-. Bei jeder Witterung. Seebad Enge. Vorverkauf: www.maerlifuererwachsene.ch.

Sonntag, 11. September, 18 Uhr

Bruno Ganz liest Roberto Bolaño, Fr. 28.-. Kaufleuten, Festsaal, Pelikanplatz 1, Tel. 044 225 33 77.

Dienstag, 13. September, 20 Uhr

Urs Widmer: Stille Post. Lesung, Buchvernissage, Fr. 18.- inkl. Apéro. Literaturhaus, Limmatquai 62, Tel. 044 254 50 00.

Montag, 19. September, 20 Uhr

Charles Lewinsky: Gerron. Lesung, Fr. 18.-. Zunfthaus zur Schminen, Marktgasse 20. www.literaturhaus.ch



URSULA HANE

Bücher am Sonntag Nr. 8

erscheint am 25. 9. 2011

Weitere Exemplare der Literaturbeilage «Bücher am Sonntag» können bestellt werden per Fax 044 258 13 60 oder E-Mail sonderbeilagen@nzz.ch. Oder sind – solange Vorrat – beim Kundendienst der NZZ, Falkenstrasse 11, 8001 Zürich, erhältlich.

Literatur für den Wahlherbst



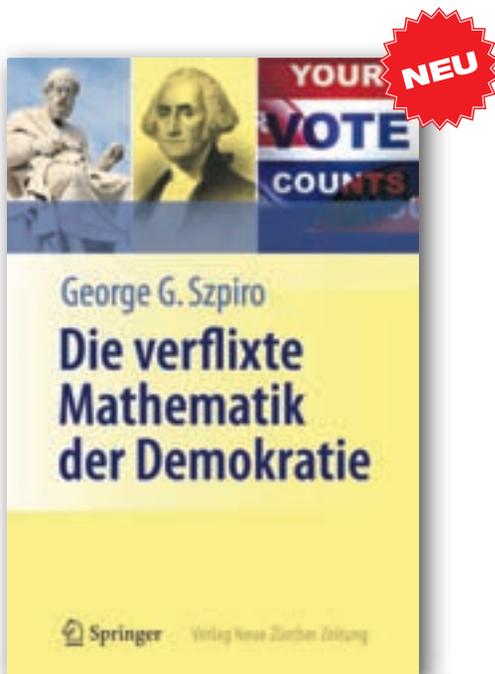
Die Schweiz schuf 1848 als erstes Land in Europa ein unabhängiges, demokratisch gewähltes Parlament. Hier liegt die erste Geschichte des Schweizer Parlaments vor, mit zeitgenössischen Parlamentarier-Voten aus dem Archiv der NZZ.

Fr. 58.- / € 45.-



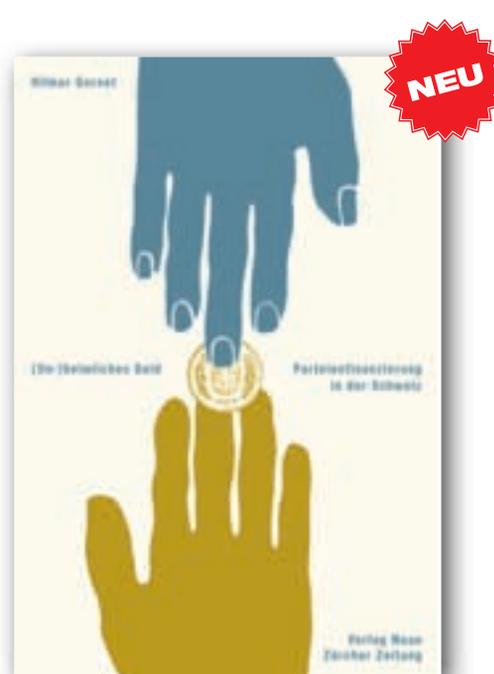
Die Polarisierung und der Niedergang der traditionellen Regierungsparteien setzen das schweizerische Regierungssystem unter Druck. Die Kritik an der Konkordanz wird immer lauter. Hat das System ausgedient? «Ein kluges Plädoyer.» *Die Weltwoche*

Fr. 38.- / € 32.-



Wie verteilt man Parlamentssitze auf eine Partei mit 23,6% Stimmenanteil? Szpiros Buch führt auf kurzweilige Art von Platon bis Pukelsheim in die Geschichte des mathematischen Problems ein. Auch für Nichtwähler sehr lesenswert. In Deutschland und Österreich beim Springer-Verlag erhältlich.

Fr. 48.-



Die Schweizer Politik übt sich beim Parteigeld bis heute in Heimlichtuerei. Erstmals erklärt ein Insider die Situation, nennt konkrete Zahlen und Spender und macht Vorschläge, wie eine (un-)heimliche Parteienfinanzierung aussehen müsste.

Fr. 44.- / € 37.-